

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Sauter sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Sauter in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unternehmern derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Maierluft und Maierwonne überall, in der Natur und bei der Menschheit. Das alte Lied „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ trifft mit dieser Behauptung zwar nicht mehr das Nüchternste, denn das „Aus-schlagen“ hat längst stattgefunden und die Bäume zeigen sich bereits im schönsten Grün und teilweise in der Blüte, aber die Fortsetzung, „da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu haus“, hat auch heute noch ihre Berechtigung. Wer wollte in diesen herrlichen Frühlingstagen daheim Trübsal blasen, während es draußen verführerisch lockt? Und wohl uns, wenn wir dieser Verlockung nicht widerstehen, sondern hinaus-eilen und neuen Lebensmut und neuen Frohsinn aus dem Quell der Natur schöpfen. Vom verblühten „Maierkaiser“ ist keine Spur bisher zu entdecken, aber noch sind wir nicht „über den Berg“, denn am Schluß dieser Woche verzeichnet der Kalender die gefährlichen „Eisheiligen“ Mamertus, Pancratius und Servatius. Es liegt uns nichts daran, wenn sie ihre Herrschaft ausüben, im Gegenteil, wir wünschen sie in das Pfefferland, doch geht es nicht immer nach unseren Wünschen. So wollen wir wenigstens hoffen, daß die drei Gezeiten, nachdem sie bereits ihre Vorläufer gehabt haben, uns jetzt verschonen und keinen Schaden in Gärten und auf den Feldern anrichten. Verlockend ist es, wie gesagt, draußen, aber der Reichtag tagt unentwegt weiter. Bis Pfingsten soll wenigstens das Eilste erledigt werden und wenn die Lust zum Schwärmen der Sitzungen nicht zu groß wird, dürfte das auch gelingen.

Zum Besuche unserer Kaiserin am Wiener Hofe wird gemeldet, daß Kaiser Wilhelm vom Generalstabschef Grafen Moltke begleitet sein wird, der auf Einladung des Kaisers Franz Joseph an den Mandatären im Brudern Lager teilnehmen wird. Der Besuch, der nur von kurzer Dauer sein soll, wird am 6. Juni in Schönbrunn abgefaßt werden.

Kaiser Wilhelm wird Wiener Meldungen zufolge dem Kaiser Franz Josef am nächsten Monats einen Besuch abstatten, denn nach den politischen Vorgängen, die sich seit der Marokko-Konferenz von Agadir ausgetragen haben, hohe politische Bedeutung beilegt wird.

England's Argwohn gegen die Politik des Deutschen Reiches war wieder einmal völlig grundlos. In London wollte man wissen, Deutschland habe die Türkei gelegentlich des ägyptischen Streites mit England um die Halbinsel Sinai, der inzwischen durch die türkische Nachgiebigkeit schon beigelegt ist, zum Widerstande ermutigt. Auf eine bezügliche Anfrage im englischen Unterhause mußte der Vertreter des auswärtigen Amtes jedoch erklären, daß Deutschland sich keiner offiziellen Unterstützung zufolge in die Streitfrage überhaupt nicht eingemischt habe. Trotzdem werden neue Verdächtigungen nicht ausbleiben.

Präsident Graf Ballestrem war, wie er im Reichstage mitteilte, am Dienstag nachmittags eine halbe Stunde beim Fürsten v. Bülow, den er in voller geistiger und körperlicher Frische, genau wie vor der Erkrankung, traf. Der Kaiser hatte den Präsidenten zu sich bitten lassen, um diesen zu erfragen, dem Reichstage für dessen Teilnahme seinen, des Fürsten, Dank auszusprechen. Im Reichstage wurde die gute Nachricht mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Aus Deutsch-Südwestafrika melden die London-

ner „Times“, der Rebellenführer Morenga verliere den deutschen Truppen zu und sei ein Wanderer geworden. Man habe zuletzt in den Karasbergen von ihm gehört. Auch die Meldung bestätigt, daß der einheitliche Widerstand der Hottentotten im äußersten Süden gebrochen ist. Auf Kämpfe mit den einzelnen Banden haben wir uns aber noch immer gefaßt zu machen.

Nach den letzten Pariser Nachrichten sind bei den Kammerwahlen am Sonntag 428 endgültig entschieden, bei 155 anderen müssen Stichwahlen stattfinden. Von den Gewählten entfallen 263 auf den radikalen Block. Dem Antiblock gehören an 55 gemäßigte Republikaner (sogenannte Progressiven) und 110 Nationalisten und Konservern. In Regierungskreisen wird angenommen, daß mindestens 100 von den 155 Stichwahlen für den Block gesichert sind. — Da die fünf Führer der Sozialisten der neuen Kammer angehören, wird das künftige Verhalten der Sozialisten im Parlament in Paris lebhaft erörtert. Ueberhaupt erregt die Zusammenziehung der Kammer lebhaftes Interesse, und man zieht daraus jetzt schon Schlüsse über ihre künftige Tätigkeit.

Der 10. Mai wird als Tag der Eröffnung des ersten russischen Reichstages, der Duma, Denkwürdigkeit erlangen für die Geschichte des Zarenreiches. Kaiser Nikolaus II. gedachte persönlich und in feierlicher Weise diesen Akt zu vollziehen, er hat aber, wohl unter dem Einfluß der letzten erfolgreichen Attentate gegen hohe Regierungsbeamte, in der letzten Stunde verzichtet. Um die konstitutionelle Zukunft Russlands ist es zweifelhaft bestellt. Graf Witte, ein so scharfsichtiger, der russischen Volksseele kundiger Staatsmann, hätte schwerlich unmittelbar vor dem Zusammentritt der Duma das Regierungschiff verlassen, wenn er mit einiger Zuversicht über die Zukunft urteilen zu können glaubte. Der neue Kabinettschef Goremykin wird schwer zu tragen haben an der von Witte übernommenen Erbschaft, denn die Mehrheit der Duma ist ohne Zweifel oppositionell. Ob die Voraussetzungen, zu denen die Regierung sich in der Duma auf niemand stützen können, bleibt abzuwarten. Allen Bemühungen und Einflüsterungen der Behörden zum Trotz ist die vollständige Niederlage der ultrakonservativen Partei Tatsache. Die konstitutionelle Demokratie, oder wie sie sich neuerdings nennt, die Partei der Volkfreiheit, hat große Wahlerfolge selbst auf dem platten Lande errungen, obwohl den Bauern ein besonderes, im Regierungsinteresse gedachtes Wahlrecht eingeräumt war. Mit Geld kann in Russland beinahe alles durchgesetzt werden, es ist nicht unwahrscheinlich, daß etliche Bauernvertreter in der Duma das klingende Argument für maßgeblich halten als die Versprechungen der Zusage von Land an die Bauern, in denen Regierung und Parteien wettersen werden. Zuverlässigen Erklärungen wird es am 10. Mai nicht fehlen, aber der erste russische Reichstag ist eine problematische Erscheinung, und in tiefer Dämmerung liegt die Zukunft des „konstitutionellen“ Zarenreiches.

Der Ergauner Capon jagt dafür, daß sein Name nicht in Vergessenheit gerät. Um den von ihm betrogenen Revolutionären nicht in die Hände zu fallen, hat er sich schon ein dufendmal tot sagen lassen. Jetzt erklärt seine Geliebte, auch eine solche belügt der Expremier, Capon sei am Leben und agitiere in Finnland.

Eine Boeren-Verschörmung, deren Haupt der frühere Boeren-General Piennar sein soll, ist in Südafrika gemeldet worden. In Süd-Angola, an der westafrikanischen Küste, entdeckt worden. Es war geplant, daß

die von Piennar befehligten Boeren in den Distrikten Suilla und Mostamedes die portugiesischen Truppen und Garnisonen angreifen, sich des gesamten Kriegsmaterials bemächtigen und unter Vereinigung der beiden Distrikte eine Boeren-Republik gründen sollten, deren Präsident Piennar sein würde. Die Meldung klingt recht abenteuerlich.

Die Ausnutzung der Wasserkräfte der Ruhr zur Erzeugung der elektr. Energie.

Bekanntlich sollen im hiesigen Industriebezirk zwei neue große elektrische Zentralen errichtet werden, um ein Monopol des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks in Essen nicht aufkommen zu lassen. Bei der Beschlussfassung über die Errichtung dieser beiden neuen Zentralen ist man sich von vornherein darüber klar gewesen, daß der beabsichtigte Zweck nur dann erreicht werden kann, wenn es gelingt, die Kosten für die Erzeugung und Lieferung der elektrischen Energie bei den neuen Zentralen ebenso niedrig zu stellen, wie bei dem großen Essener Konkurrenzwerk. Um nun diese notwendige Bedingung erfüllen zu können, hat man sich mit der Frage beschäftigt, ob die neuen Elektrizitätswerke in der Nähe eines Kohlenbergwerks oder eines wasserreichen Flußlaufs zu errichten seien. Wir sind der Ansicht, daß die letztere Möglichkeit bei einem der beiden Werke, nämlich bei dem Elektrizitätswerk „Mari“ unbedingt den Vorzug verdient, da es in dem Interessengebiet dieses Werkes genügend Wasserkräfte gibt, deren Ausnutzung zu dem gedachten Zweck keinerlei größere Schwierigkeiten bereiten würde. Es sei in dieser Beziehung nur auf die Ruhr mit ihren vielen wasserreichen Nebenflüssen hingewiesen. Würde diese Frage somit für die elektrische Zentrale leicht zu lösen sein, so käme auch noch ein anderer wichtiger Umstand hinzu, nämlich der, daß die in elektrische Energie verwandelten billigen Wasserkräfte des Stromgebietes der mittleren Ruhr zur Erzeugung zahlreicher neuer gewerblicher Anlagen im südlichen Teile des Ruhrkohlenbezirks Veranlassung geben würden. Für den letzteren wäre dies namentlich aus dem Grunde von großer Bedeutung, weil der Kohlenbergbau sich immer mehr aus ihm zurückzieht und nach der Ensch und Lippe zieht. Das dadurch in der Nähe der Ruhr ins Stoden geratene gewerbliche Leben bedarf infolgedessen einer neuen Belebung, die durch die Schaffung neuer billiger Betriebsmittel leicht hervorgerufen werden kann. Die Verwendung der elektrischen Energie an Stelle der Dampfkraft würde für die dortige Gegend aber auch noch den Vorteil haben, daß die Romantik und Schönheit, deren sie sich heute noch erfreut und die alljährlich viel tausend Fremde anlockt, durch rauchende Schloten nicht beeinträchtigt werden würde. Die Verwandlung der Wasserkräfte des Flußgebietes der mittleren Ruhr in elektrische Energie würde demnach auch in hygienischer Beziehung den Vorzug vor der Verwendung der Dampfkraft haben, ein Umstand, der sicher verdient, in Betracht gezogen zu werden.

Leichte Kavallerie.

Die jährlich in dem Kopenhagener Charlottenborgpa-last stattfindende Kunstausstellung ist dank einem findigen Maler um einen großen Skandal bereichert worden. Der bisher wenig beachtete Porträtmaler Oskar Matthiesen stellte dort ein Riesengemälde aus, das die Reitero-

Das Auge der Nacht.

Eine Erzählung aus Transvaal von Bertram Mitford.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid ja kolossal zuverlässig, Fanning“, bemerkte der Andere, mit geheimem Unbehagen an das fehlende Dokument denkend.

„Findet Ihr?“ lachte Fanning. „Nun ja, ich bin eben etwas abergläubisch und bilde mir ein, beim fünften Mal müsse ich das Ziel erreichen. Bis dahin hat's freilich noch gute Wege!“

Er erhob sich, um noch einen Rundgang durch das Gehöft zu machen, während Selwina, der jede unnötige Bewegung haßte, es sei denn zu Sportzwecken, ruhig im Zimmer blieb und sich eine Pfeife anzündete. Unter dessen stand Fanning an einem Pfosten des Hauses gelehnt, halb nachdenklich, halb schwermütig auf die dämmerige, einsame Ebene hinausblickend. Ein Gefühl der Verzweiflung überkam ihn plötzlich. Wie, wenn dieser erneute Versuch abermals fehlschlüge? Dann sollte es der letzte sein und keine Nacht der Erde würde ihn, Fanning, in dieser Gegend zurückhalten. Am besten wäre es in diesem Falle, er nähme sein altes Wander- und Zägerleben wieder auf. Wohl kam ihm sein Selbstvertrauen ins Gedächtnis, aber so bereit er auch stets war, Anderen zu geben, für sich selbst verlangte er nichts; ja, sein eigenartiger Stolz hielt es sogar für eine Demütigung, wenn ihm jemand, und sei es sein liebster Freund, etwas anbot, das den Zweck hatte, ihm eine Hilfe zu sein. Ein seltsamer Charakter war dieser Mann mit seiner Aufopferung und Selbstlosigkeit, seinem Stolz und über-arten Gewissen, ein Charakter, der in der alten Welt mit ihrem egoistischen, geldgierenden Treiben kaum zu finden war.

Der folgende Tag galt den Vorbereitungen für die wichtige Expedition. Stämmeisen und Seile, Lebensmittel, Gewehre und Munition wurden sorgfältig verpackt und als es Abend geworden, war Alles zum Aufbruch bereit. Nur Dirk kam nicht zum Vorschein, ein Umstand, der seinen sonst so ruhigen, gutmütigen Herrn sehr zu verdrießen schien. Doch — es ließ sich nichts daran ändern und noch vor Sonnenaufgang machten sich die beiden Freunde auf den Weg.

Im Anfang der Reise war der bewegliche Selwina außerordentlich munter und selbstvertrauend. Je tiefer sie jedoch in die Wildnis eindringen, desto stiller verließ ihn seine übermütige Laune und mit jedem Schritt wurde er sich klarer bewußt, daß dieser Zug in die unbekannte Ferne keine Spielerei, wie etwa ein Fuchstreiben in England, sondern ein ernstes, mühs- und gefahrvolles Unternehmen sei. Sie waren den ganzen Tag teils geritten, teils über zerklüftete, steile Bergrücken gestiegen und als der Abend hereinbrach, befanden sie sich in einer wildromantischen, furchterregend einsamen Gegend. Hinter ihnen rauschte der Arotobisfluß, den sie an einer seichten Stelle mit ihren Pferden durchschwommen hatten und vor ihnen türmten sich mächtige Felsenriffe empor, auf denen der Widerschein der untergehenden Sonne wie ein rosiges Schleier lag.

„An dieser Stelle habe ich, als ich das letzte Mal hier durchkam, mein letztes Pferd verloren“, bemerkte Fanning. „Es geriet beim Uebersteigen über den Fluß in eine Untiefe und ertrank.“

„Wart Ihr da ganz allein?“ fragte Selwina. „Ja, ich bin stets auf eigene Faust ausgezogen. Damals, bei dem Verlust des Pferdes hatte ich beinahe selbst das Leben eingebüßt.“

„Was Ihr für ein Held seid!“ rief Selwina in offener

Bewunderung aus. „Ich glaube, ich wäre verrückt geworden, wenn ich hätte allein in dieser gräßlichen Einsamkeit umherirren sollen.“

Ein leises Lächeln umspielte Fannings Lippen. „Glaubs wohl“, meinte er, „man muß eben daran gewöhnt sein. Aber wartet nur, Ihr werdet noch ganz andere Dinge sehen. Na, vorläufig wollen wir mal Rast halten und für die Nacht hier unser Zelt aufschlagen.“

Sie sattelten die Pferde ab und ließen sie in der Nähe weiden. Als dann nahm Fanning ein Beil zur Hand, mit der er eine Anzahl starker, dorniger Minersensweige abschlug, aus denen er in unglaublich kurzer Zeit einen Kral herstellte.

„Wozu das?“ fragte Selwina, der, der Länge nach bequem im Grase liegend und eine Pfeife rauchend, seinem Gefährten bei der Arbeit zusah. „Es gibt hier doch keine Löwen?“

„Früher wohl; ich habe sie wenigstens brüllen gehört. Sie sollen ja in dieser Gegend selten sein, aber Vorsicht ist immer besser.“

Bald loderte auch ein lustiges Feuer empor, über dem Fanning zwei Perlhühner am Bratpfieß drehte. Das lukullische Mahl wurde dann mit Rongobranntwein gewürzt und trug nicht wenig dazu bei, die etwas gesunkenen Lebensgeister Selwnas wieder aufzufrischen. Er wurde munter und gesprächig und schenkte seine Umgebung gänzlich vergessen zu haben. Erst das langgezogene, schauerlich klingende Geheul umherstreifender Hyänen brachte ihn wieder zum Bewußtsein, wo er sich befand.

„Die machen ja einen höllischen Lärm!“ wandte er sich an Fanning. „Wie soll man dabei ein Auge zumachen können?“

„Ach, das ist noch gar nichts!“ lachte dieser. „Man gewöhnt sich übrigens sehr bald an diese nächtliche Musik“

fiziere der schwedischen Stadt Malmö im Badefo-
stium zu Pferde darstellte. Sämtliche Köpfe waren
nach Photographien gearbeitete, genaue Porträts. Ein
förmlicher Sturm der Kopenhagener Damenwelt war der
Erfolg. Die Passage vor dem Gemälde war beständig ge-
sperrt. Der Direktor der Kunstausstellung mißfiel das,
und sie verfügte die Entfernung des Bildes; die Nachricht
führte aber eine noch weit größere Damenschar herbei,
die dem verpönten Gemälde einen Abschiedsblitz zuwenden
wollte. Wegen der technischen Schwierigkeiten bei der Ent-
fernung einer so großen Leinwand erschienen die Dienst-
männer schon um fünf Uhr, aber die Damen erklärten,
durch das erlegte Entree das Recht zur Betrachtung des
Bildes bis zur gewöhnlichen Schlußzeit erworben zu ha-
ben, und wichen nicht vom Platze, bis man den Saal
sperrte. Dann aber brachen sie das Türschloß mit Gewalt
auf, drangen von neuem in den Saal und behaupteten sich
dort bis zu der regulären Schlußzeit. „Kopenhagen ist
noch immer das nordische Athen“, bemerkt dazu
spöttisch ein Stockholmer Blatt. Korrekter würde es wohl
an das im Altertum und zuletzt noch von unserem Heinrich
v. Kleist dichterisch verherrlichte Amazonenreich erinnert
haben. Das Gemälde ist jetzt im Kopenhagener Rathaus
untergebracht und ruft bei dauerndem enormen Zulauf
leidenschaftliche Debatten in der hauptstädtischen Presse
hervor. Verherrlichende Gedichte werden vom Publikum
am Rahmen befestigt, von den Aufsehern wieder entfernt
und doch in den Zeitungen abgedruckt.

Lothales.

Falsche Reichstagsstempel zu 5 Mark sind in
verschiedenen Städten verausgabt worden. Das Falsi-
kat ist eine sehr schwache, graue, teilweise mit dunkelblauer
Farbe überzeichnete photographische Kopie. Der Druck der
Vorderseite ist etwa 2 1/2 Millimeter breiter als der der ech-
ten Scheine. Das Papier ist bei der Nachahmung grau, bei
den echten Scheinen bläulich-weiß. Bei den echten Schei-
nen ist der Druck der Vorderseite in allen Teilen in blauer
Farbe hergestellt. Bei dem Falsifikat sind nur die Zeile
„Fünf Mark“, die Unterschriften, die Einfassungslinien, so-
wie teilweise der Vitter, das Ornament und der Adler ziem-
lich grob mit wasserlöslicher blauer Farbe überzeichnet,
während die drei Zeilen: „Gesetz vom 30. April 1874“,
„Berlin, den 10. Januar 1882“, „Reichsschuldenverwaltung“
in der grauen Farbe der photographischen Kopie belassen
sind. Das Wort „Reichstagsstempel“ und die Ornamente
erscheinen ganz verwaschen und undeutlich. Der Straß-
tag ist völlig unleserlich. Die Nummern (bei allen Scheinen
S. N. 935287), der Stempel und der Eindruck „Fünf M.“
sind mit wasserlöslicher roter Farbe überzogen.

Die Zweipfennig-Postkarte, welche sich im Orts-
verkehr sehr schnell eine große Beliebtheit erworben hat,
soll nach den Beschlüssen der Steuerkommission künftig
keine Verwendung mehr finden, sondern durch die Fünfpfen-
nig-Postkarte ersetzt werden. Da das Fünfpfennig-Porto
für Briefe im Ortsverkehr stehen bleibt, so wird man als
im Nahverkehr künftig für Brief und Postkarte wieder den
gleichen Portofuß zahlen müssen. Diese Tarifänderung er-
scheint uns wenig glücklich, auch schon deshalb, weil sie
wohl kaum dazu beitragen wird, die Posteinnahmen zu
vermehrten. Wie Reichstagsabgeordneter Dr. Otto Arendt
im „Tag“ schreibt, wird er im Reichstag einen Antrag
gegen diese Portofußänderung einbringen und dafür ein-
treten, daß, wenn nun doch einmal eine Erhöhung des
Postkartenportos im Nahverkehr für erforderlich gehalten
werden sollte, der Portofuß nur von 2 auf 3 Pfennig
erhöht wird.

Dem Interessenten auschlag für den Bau einer voll-
ständigen Nebenbahn von Langendree nach
Blankenstein ist auf Antrag die Vornahme allgemeiner
Vorarbeiten für genannte Bahn auf fremden Grundstücken

in den Gemeinden Langendree, Laer, Querenburg, Heven,
Stiepel, Buchholz und Blankenstein gemäß Paragraph 5
des Enteignungsgesetzes vom 11. Juni 1874 vorbehalten
der zu leistenden Entschädigung gestattet worden. Mit
Geldstrafen bis zu 150 M. oder Haft wird bestraft, wer
die zur Abperrung oder Vermessung dienenden Merk-
oder Warnungszeichen irgendwie beschädigt oder unkenntlich
macht.

Entsprungen aus der Provinzial-Heilanstalt zu
Lengerich ist seit September v. Js. der Arbeiter Karl
Stich, der vordem zur Verbüßung einer Strafe wegen
eines Diebstahls im wiederholten Rückfalle im Zucht-
hause zu Münster war. In den letzten Monaten hat er
sich in den Amtsbezirken Haspe, Blankenstein, Börde
und Hagen herumgetrieben. Unter Vorzeigung eines Re-
volvers dringt er in einzeln gelegene Häuser und zwingt
die Bewohner zur Herausgabe von Lebensmitteln und
Geld. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß eine ganze
Anzahl der in den letzten Monaten vorgekommenen Dieb-
stähle von ihm ausgeführt worden sind. Die Photogra-
phie von Stich befindet sich im dritten Bande Blatt 86
des Verbrecher-Albums für den westfälischen Industrie-
bezirk, sein Gesicht ist von auffallender Blässe, beide Hand-
rücken sind tätowiert, auf dem rechten Handrücken befin-
det sich ein fliegendes Adler. Um eingehende Recherchen,
Festnahme und Drahtnachricht ersucht die Kriminalpolizei
in Hagen.

In einem Steinbruch auf der Weuste bei Haxling-
hausen wurde der Steinbrucharbeiter B. Marco ertrunken
aufgefunden. M., welcher schon seit einigen Tagen spur-
los verschwunden war, hat in seinem aufgefundenen No-
tizbuch erklärt, er wolle sich in einem gewissen Steinbruch
ertränken. Als dieser durchsucht wurde, fand man ihn auf
dem Grunde ungefähr 20 Meter tief unter Wasser liegend,
vor. An der Stelle, wo er vermutlich in das Wasser ge-
sprungen ist, wurde auch seine Toppe an einer Felswand
aufgehängt vorgefunden.

In der gestrigen Abgeordnetenhausung sprach der
nationalliberale Abg. Dr. Saarman-Dortmund bei der
ersten Beratung der Nebenbahnvorlage über ver-
schiedene Bahnwünsche und berührte auch des län-
geren des Projekts Bommern-Witten-Bössel. Das Pro-
jekt hat für meinen Wahlkreis kein Interesse, ebenso wenig
für den Kreis, in dem sich mein Wohnsitz befindet. Ich
würde deshalb gar nicht darauf eingehen, wenn dies Pro-
jekt nur von lokaler Bedeutung wäre, aber neben der
lokalen steht hier die soziale Bedeutung und die
Wichtigkeit der Bahnverbindung für das ganze Industrie-
gebiet. Die projektierte Linie führt durch das Gebiet des
ältesten Kohlenbergbaues in Westfalen, die zahlreichen An-
siedlungen auf den Höhen und in den Tälern sind fast
durchweg Eigentumsbesitz von Bergleuten, de-
ren Väter und Großväter hier bereits unter der Erde die
Hade geschwunden haben. Aber gerade das Alter des
dortigen Bergbaues wird für diese Bewohner verhäng-
nisvoll. Die Kohlen-Vorräte sind dort erschöpft,
und wenn nicht für neue Industrien gesorgt wird, so sind
diese Bergleute genötigt, die liebgewordene heimatische
Scholle zu verlassen und den entwerteten Besitz zu einem
Spottpreise loszuschlagen. Neue Industrien würden aber
nur dann erfolgreich betrieben werden können, wenn für
eine gute Verbindung gesorgt wird. Auch würde bei guter
Verbindung den Bergarbeitern die Möglichkeit geboten,
entferntere Arbeitsstätten aufzusuchen, ohne ihre
Wohnstätten aufzugeben. Neue Industrien würden aber
bei den reichen Bodenschätzen jener Gegenden an Erzen,
Sandstein und anderen Mineralien und bei der Nähe der
Industriezentren an der Ruhr, Emscher und Wupper ohne
alle Frage bald entstehen, die Bahnlinie würde wie
ein befruchtender Regen wirken. Besondere Be-
deutung würde die Bahn aber haben als Entlastungsstrecke

der mit Jüngen übermäßig stark besetzten an der Grenze der
Leistungsfähigkeit angelangten Strecke Witten-Barmen und
der großen Bahnhöfe Herbede und Hagen. Schon vor ei-
nem Menschenalter waren einschlägige Industrielle für diese
Bahnstrecke tätig, und der Minister hat damals der Berg-
schaff-Märkischen Eisenbahngesellschaft die mittlere Ruhr-
talbahn unter der Bedingung konfessioniert, daß sie eine
Verbindungsbahn von Witten nach Bommern baue. Trotz-
dem die genannte Gesellschaft später von dieser Verpflich-
tung entbunden sein wollte, hat der Minister der Bitte
nicht stattgegeben. Darauf kam die Verstaatlichung, und
der Rest war Schweigen. Neuerdings haben nun die In-
teressenten große Rührigkeit entfaltet, und ich glaube in
der Annahme nicht fehlzugehen, daß die Eisenbahndirektion
in Elberfeld den Wünschen freundlich gegenübersteht. Auch
das Herrenhaus hat sich bereits mit einer entsprechenden
Petition beschäftigt, die dem Herrn Minister zur Erwägung
überwiesen werden soll.

Unter dem Namen „Vereinigte Hermann zu Borm-
holz“ sind die Immobilien-Gesellschaft mit beschränkter Haf-
tung Oppenheimer u. Cie. in Köln und die Gewerkschaft
Ver. Hermann in Bormholz als Eigentümerin der in den
Gemeinden Bommern und Bormholz gelegenen Stein-
kohlenbergwerke Maximus und Ver. Hermann zu einem
einheitlichen Ganzen vereinigt und bestimmt, daß in das
neue konsolidierte Bergwerk das bisherige Bergwerk
Vereinigte Hermann mit neun Zehntel, und das
Bergwerk Maximus mit einem Zehntel eintreten sollen.

In Unter-Bredeneh landete in der Ruhr die Leiche
einer unbekannten weiblichen Person, welche ansehe-
nend schon mehrere Tage im Wasser gelegen hat. Sie ist
etwa 1,65 Meter groß, 17–20 Jahre alt und hat blondes
Haar. Sie trug kleine goldene Ohrringe und an der
linken Hand einen Ring mit Opalstein. In den Kleidern
befand sich eine bei den Gebrüdern Jakobs in Charlotten-
burg gefertigte Photographie eines etwa 20 Jahre alten
Mannes. — Ferner wurde unterhalb der Schleuse beim
Werden der Hof eine männliche Leiche in der Ruhr
gefunden, welche nach den aufgefundenen Papieren als die
eines Maschinenchloßers aus Essen erkannt wurde. Der
Ertrunkene ist 24 Jahre alt. Die Leichen beider Ertrunke-
nen wurden dem Totenhaus in Ober-Bredeneh zugeführt.
In beiden Fällen scheint Selbstmord vorzuliegen.

Ein Wunder der Heilkunst.

Aus Newyork wird berichtet: In der Newyorker Ma-
demie für Medizin wurde am Freitag ein junges italieni-
sches Mädchen, Vincenza Cepola, vorgestellt, um einen
Beweis für ein seltenes Beispiel medizinischer Tüchtig-
keit zu geben. Das dreizehnjährige Mädchen hatte im
November vorigen Jahres mit einem Revolver gespielt,
der sich entlad und dessen Kugel ihr durch den Unter-
leib drang und in der Nähe des Rückgrats sitzen blieb.
Obwohl dieser Schuß gewöhnlich den Tod herbeiführt,
so versuchten doch die Ärzte ihre Rettung, entfernten die
Leber des Mädchens, nähten das in ihr entstandene Loch
wieder zu, setzten das Organ wieder ein und nähten auch
den Unterleib wieder zu. Auch die Kugel wurde am Rück-
grate gefunden und entfernt. Später aber wurde der
untere Teil von des Kindes Körper völlig gelähmt und
dadurch eine neue Operation notwendig gemacht. Dabei
entfernten die Ärzte einen Teil ihres Rückgrates, nähten
sogar einen Rückenwirbel zu, der von der Kugel verletzt
worden war, aber es blieb wenig Hoffnung, das Kind
mit einer solchen Wunde zu erhalten, die gewöhnlich un-
bedingt tödlich ist. Gleichwohl lehrte nach zwei Monaten
während deren sie der Einwirkung elektrischer Ströme aus-
gesetzt war und massiert wurde, die Empfindung in ihre
Beine und Füße zurück und sie ist bereits jetzt wieder so
weit hergestellt, daß sie langsam gehen kann, und die Ärzte
erklären, daß sie in einem Monat völlig gesund sein wird.

und schläft sogar recht gut. Und nun wir den ersten
Schritt in der Sache getan haben“, fuhr er in ernstem
Tone fort, „können wir wohl einmal zusammen die Ge-
schichte des alten Janßen durchlesen. Zwei Sinne sind
immer besser, wie einer, heißt's, und ein Dritter findet
manchmal noch etwas neues heraus.“

So sprechend schob er die Hand zwischen die Brust-
falte seines wollenen Hemdes und zog den Lederbeutel
hervor. Jetzt endlich war der Augenblick gekommen, den
Selwya so lange gefürchtet hatte. Wohl glaubte er, sein
Geheiß werde den Weg aus ohne das Papier finden,
dessen Inhalt er sicher auswendig kannte. Aber wie würde
er die Entdeckung seines Verlustes aufnehmen?

„Ich habe niemals mit Euch darüber gesprochen“,
sagte Fanning, das Säckchen uneröffnet in der Hand hal-
tend, während der andere wahre Tantalusqualen erdul-
dete. „Doch Ihr begreifts wohl, Selwya, — wenn einer
ein solches Geheimnis besitzt, gibt ers nicht leicht preis. Jetzt
freilich ist's was anderes; wir zwei halten zusammen und
da mögt Ihr immerhin alles wissen.“

Langsam und bedächtig öffnete er das äußere Futter-
tal, den gespannten, fast furchtamen Blick Selwyas gar
nicht bemerkend, nahm dann die zweite Hülle heraus, rollte
sie auf und — zog ein vergilbtes, zerfetztes Papier
hervor.

Himmel und Erde! Das war ja das bewusste Do-
kument. In seiner jähen Ueberraschung vermochte Selwya
einen lauten Ausruf nicht zu unterdrücken.

„Oho! Was giebt's?“ fragte Fanning den Kopf er-
hebend. „Nur ruhig Blut! Wir brauchen feste Nerven
zu unserem Vorhaben.“

„Ganz recht, Kamerad!“ versetzte Selwya, der seine
Fassung rasch wiedergewonnen hatte. „Ich gestehe, daß
meine Nerven ein wenig überreizt sind. Gerechter Him-
mel, wenn wir wirklich als Millionäre heimkehren würden?
Ist der Gedanke nicht hinreichend, einem den Kopf zu ver-
drehen? Und als ich das Papier da sah, war mir's, als
lägen schon ungezählte Goldhaufen vor mir.“

Er stieß die Worte aufs Gerodewohl heraus, sich in

nerlich mit der Frage beschäftigend, auf welche wunderbare
Weise das verlorene Blatt wieder zum Vorschein gekom-
men war. Befah Fanning vielleicht ein Duplikat, das er
ruhig anstelle des verschwundenen Dokumentes in den
Beutel geschoben? Doch nein, dies war das echte. Er
hätte es beschwören können. Und dann fragte er sich,
wann Fanning es gefunden haben mochte und ob er wohl
Verdacht gegen ihn, Selwya, gehegt habe. Wenn ja, so
war es zu verwundern, daß er nie ein Wort darüber
hätte fallen lassen. Wahrscheinlich ein seltener Mann, dieser
Fanning! mußte sich der Engländer eingestehen und die
Achtung, die ihm das ruhige, besonnene und doch kühne
Verhalten seines Gefährten in den letzten Tagen einge-
flößt hatte, steigerte sich momentan fast zur Ehrfurcht.

„Wißt Ihr, Selwya, wenn Ihr solch' überflüssigen
Ballast wie Nerven nicht über Bord werft, so werdet Ihr
nie ein ordentlicher Glücksjäger sein“, bemerkte Fanning
auf die Aeußerung seines Kameraden. „Ich fürchte nur,
Ihr seid schon zu alt dazu.“

„Wohl möglich!“ nickte Selwya. „Hätte ich nur et-
was von Eurer Ruhe und Kaltblütigkeit; aber das sind
Eigenschaften, die wir Europäer in unserer nervösen, über-
hasteten Lebensweise nur selten erlangen. Doch nun,
Freunde“, schloß er, näher zu Fanning rühend, „stelt
meine Geduld nicht länger auf die Probe. Ich brenne
vor Begier, das merkwürdige Geheimnis Eures Säckchens
kennen zu lernen.“

„Gut, ich werde es Euch vorlesen. Hört ordentlich
zu und sagt mir dann, was Ihr davon haltet.“

Und bei dem flackernden Licht des Lagerfeuers las der
Farmer den letzten Bericht seines sterbenden Kameraden vor.

17. Kapitel.

Eine Stimme aus dem Grabe.

„Mein Name ist Janßen“, so begann die Auf-
zeichnung. „Vor einigen Jahren ist's geschehen, was ich
Euch jetzt erzählen will. Ich durchzog damals mit einer
Warenkarawane den östlichen Teil der Kalahariwüste. Ein-
nes Tages trennte ich mich von meinen Genossen. — aus

welchen Gründen weiß ich nicht mehr — und in der Ab-
sicht, das Beckenaland zu erreichen, wandte ich mich
der südlichen Richtung zu. Unglücklicherweise kannte ich die
Gegend zu wenig; kein Wunder also, daß ich mich verirrt
und in eine wasserlose, steinige Wüste geriet. Nun hatte
ich wohl Nahrung für einige Tage, aber Wasser ist etwas,
wovon man nicht viel mit sich führen kann; überdies wird
es in der fürchterlichen Hitze auch rasch verdorben.

Zuerst stürzte mein Packpferd, dann der Kieper, den
ich ritt und ich selbst verging vor Durst inmitten dieser ver-
trodneten Einöde. Weit in der Ferne waren wohl Berge
sichtbar, doch sie schienen mindestens hundert Meilen ent-
fernt zu sein; allein wie sollte ich hingelangen? Mehr als
zehn Meilen den Tag vermochte ich nicht zurückzulegen
und dazu war ich schon halb veräppelt. Außerdem gab
es in dieser Wüstenlei keinerlei Wild, das ich hätte er-
legen können, um mit dessen Blut meinen Durst zu stillen,
— nichts Lebendes war zu sehen außer Scharen von Aas-
geiern, die mich schon als sichere Beute zu betrachten schie-
nen. Endlich gab ich alle Hoffnung auf, hockte mich neben
einem Steinhaufen und beschloß, meinem Leben durch einen
Schuß ein Ende zu machen, weil ich den Gedanken nicht er-
tragen konnte, von den gierigen Raubvögeln lebendig ver-
zehrt zu werden, wenn ich etwa vor Erschöpfung zusammen-
brechen sollte. Schon hatte ich den Lauf meines Re-
volvers vor die Schläfe gesetzt, als ich plötzlich einen
Trupp Buschmänner erblickte, die mit lautem Getöse
auf mich zukamen und mich mit allen Zeichen der Bestür-
zung und Verwunderung umringten. Sie hatten nie ei-
nen weißen Mann gesehen und als ich meine Wüchse in die
Luft abschloß, meinten sie, der Teufel sei unter sie ge-
fahren. Da es mir gelang, mich mit ihnen zu befreunden,
so war mein Leben gerettet; sie gaben mir zu trinken
und behielten mich bei sich.

Nach einigen Tagen hatten wir die Berge erreicht,
die ich in der Ferne gesehen, aber Du lieber Himmel, was
für eine trostlose Gegend war das! Nichts wie eisengraue
Felsen, hauerliche Höhlen und Rüste, — ein Ort,
an dem es nur Buschmänner, Aasgeier und Bavianen aus-

Ein Pöpp in den Krankenhäusern.

Ueber einen Uebelstand in den städtischen Krankenhäusern und anderen öffentlichen Krankenanstalten wurde in der Generalversammlung der Betriebskrankenkasse der Großen Berliner Straßenbahn seitens verschiedener Delegierter lebhaft befragt. Die Veranlassung zu der Debatte gab ein Vorfall, der sich am vorigen Sonntag in Weiskow zutrug. Dort war ein Straßenbahnkassierer schwer verunglückt und mußte nach dem Viktorien-Krankenhaus geschafft werden. Den Kollegen, die den Transport bewerkstelligten, wurde bedeutet, daß alles besetzt sei. Erst auf den Einwand, daß es unmöglich sei, den Schwerverletzten weiter zu transportieren, wurde für diesen ein Bett zur Verfügung gestellt. Um ihn nach dem Aufnahmehaus zu schaffen, mußte eine Tragbahre herbeigeschafft werden, und es vergingen mehrere Minuten, ehe dies geschah. Dann mußte der Verunglückte, der eine Quetschung des Brustkastens und Bauchfellverletzung erlitten hatte, erst seine Personalien angeben, obwohl er nur schwer und stoßweise zu sprechen vermochte. Die Schwester, welche die Personalaufnahme bewirkte, hatte auch erkannt, daß dem Verletzten das Sprechen sehr schwer wurde, denn als der Verwundete noch eine Bestellung an seine Frau machen wollte, wurde ihm das Sprechen untersagt. So verging geraume Zeit, ehe der Verunglückte nach dem Untersuchungsraum gebracht und ihm die erste Hilfe zuteil wurde. In der Diskussion, die sich dieser Schilderung anschloß, wurde hervorgehoben, daß auch in den übrigen, besonders in den städtischen Krankenhäusern, die Aufnahmeformalitäten selbst bei Schwerkranken ungeheure Zeit in Anspruch nahmen. Man begnügt sich nicht mit der Fest-

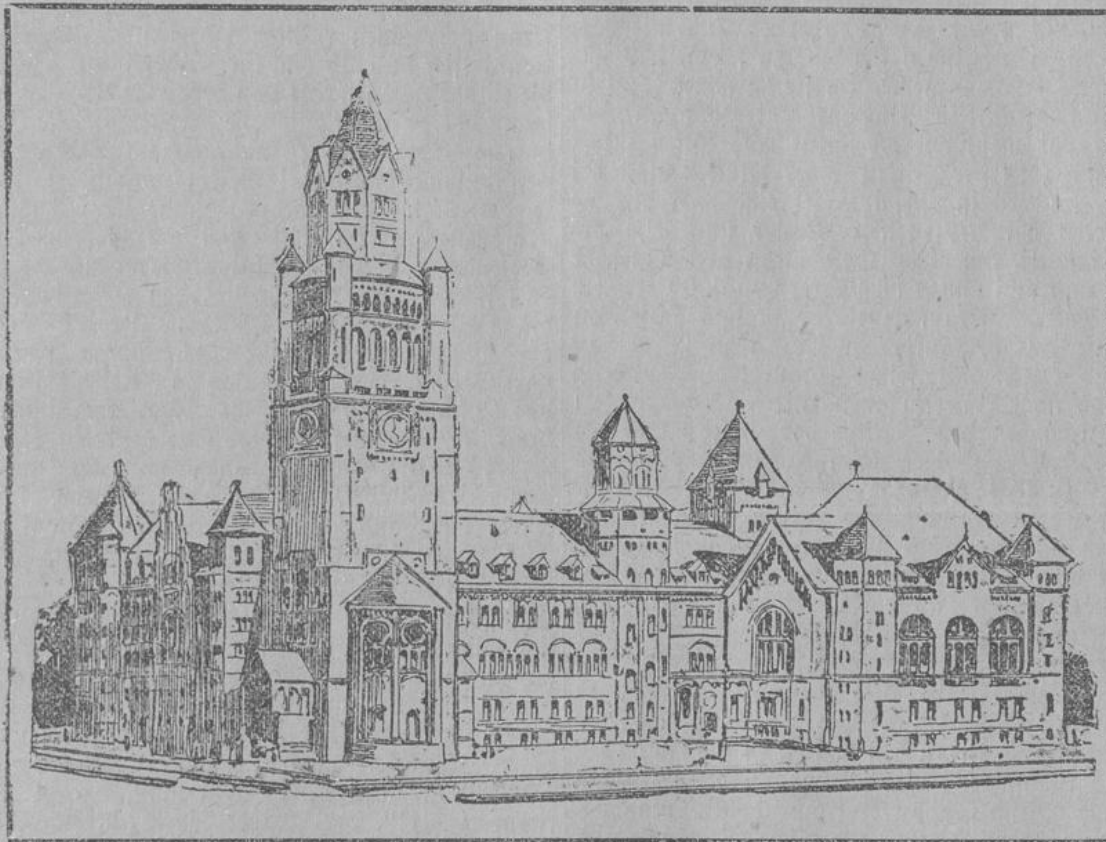
stellung der Personalien des Patienten, sondern hat auch noch Geburts- und vielleicht Jahrzehnte lang zurückliegende Todestage der Eltern anzugeben, ja selbst wo diese gestorben sind, wünschte die Krankenhausverwaltung zu wissen. Es wurde hervorgehoben, daß die Nationalfeststellung, wenn hierbei nur einige Schwierigkeiten entständen, eine Zeit bis zu dreiviertel Stunden in Anspruch nahmen. Der Vorstand wurde beauftragt, gegen diesen allen Fortschritten auf dem Gebiete der sanitären Hilfe hohnsprechenden Pöpp der Krankenhausverwaltungen Stellung zu nehmen.

Die Gans des Regiments.

Professor L. Büchner weiß nach glaubwürdigen Zeugen von einer Gans zu erzählen, die eine überaus lebhaft zuneigende für ein württembergisches Reiterregiment besaß. Sie trock im Frühling 1833 zu Eßlingen in einem Bäderhause aus dem Ei und wurde mit den Vierlingsgeschwistern täglich an den Nedar getrieben. Aber als kaum der Flaum gewachsen, fühlte sie sich zu höherem betruhen und gefellte sich der Schildwache bei, welche die in der Nähe des Bäderhauses gelegene Reiterkaserne bewachte, indem sie jener mit freudigem Geschnatter auf Schritt und Tritt folgte. Sie zu vertreiben, blieb fruchtlos. Begannen, und als der Wachtposten infolge baulicher Veränderungen von außen in das Innere des Kasernenhofes verlegt wurde, flog die Gans über das geschlossene Tor, um sich wiederum dem Posten zuzugesellen. Dem sie horenden Bäderjungen entwichte sie, wenn irgend möglich, um an ihren Lieblingsplatz zurückzukehren, bis ein Offizier des Regiments die Gans kaufte und derselben eine Hütte neben dem Schilderhaus herstellen ließ. So wurde

sie die Gans des Regiments. Personen in Zivilanzug durften sich dem Posten nicht allzusehr nähern, wenn sie nicht angegriffen sein wollten und selbst der Befehlshaber mußte sich seine Stiefel zücken lassen, wenn sie vermeinte, er träte der Schildwache zu nahe. Die Posten stehenden Soldaten selbst lohten diese Liebe mit Schutz und Gegenliebe und zwar umso mehr, als die Gans die Annäherung von Runden stets so früh anzeigte, daß der Posten nicht überrascht werden konnte. Bei einem Ortswechsel des Regiments von Eßlingen nach Ludwigsburg wurde die Gans nicht vergessen, und sie setzte ihren Dienst in gewohnter Weise fort. Als im Jahre 1846 das Regiment zu großer Übungen ausrückte, mußte die Regimentsgans zurückbleiben und suchte sich zum Ersatz die benachbarten Posten am Zeughaus und der Post aus. Hunderte von Zeugen sahen, wie das Tier gerade an der letzteren Schildwache stand, als sich die Trompetenmusik des heimkehrenden Reiterregiments in den Straßen hören ließ und wie dasselbe sofort in freudigster Aufregung geriet. Die Gans eilte dem Regiment mehrere hundert Schritte im Fluge entgegen, schnaterte mit vorgestrecktem Hals ihren besten Willkommen und marschierte darauf vor der Musik erhobenen Schnabel einher bis in die Kaserne. Von nun an wurden die beiden andern Posten keines Besuches mehr gewürdigt. Wurden die Pferde aus dem Stalle geführt, so spazierte die Gans mitten unter ihnen einher, ohne jemals Schaden zu erleiden. Gegen alle anderen Gänse, die ihre Freundschaft suchten, verhielt sie sich ablehnend. In ihrem 16. Lebensjahre machte sie den zweiten Ortswechsel von Ludwigsburg nach Ulm mit. Im Jahre 1853 beschloß die Gans, nachdem die Schwächen des Alters sie beschlichen, ihre Laufbahn, indem sie neben der Schildwache verendete. Ganz Ulm vernahm die Nachricht mit Teilnahme und das Regiment bewahrt ihr getreues Andenken. Es hat damals wenige Bewohner Ulms gegeben, die nicht nach der Zeughauskaserne gewandert sind, um sich die Regimentsgans des Schwabenlandes anzusehen.

Das königliche Schloß in Posen.



Auf der großen Berliner Kunstausstellung ist das Modell zu dem im Bau befindlichen königlichen Residenzschloß in Posen ausgestellt, welches auf dem Komplex zwischen der Berliner-Dor-Strasse, Oberwall- und Johanneskirchstraße zur Zeit errichtet wird. Der Erbauer ist der Geß. Baurat Franz Schwachten. Das Schloß soll eine Bodenfläche von 8000 Quadratmeter bedecken. Es ist in romanischem Stil gehalten und wird von einem 70 Meter hohen Turm gekrönt.

Der Erbauer ist 65 Jahre alt, ein Schüler Julius Raschdorffs und hat als Leiter der Hochbau-Ausführung auf der Anhalter Bahn zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wenn der Kaiser gerade ihn mit der Errichtung des Residenzschlosses beauftragt hat, so ist darin zweifellos ein Beweis zu erblicken, daß der Kaiser ihm ein ganz besonderes Vertrauen entgegenbringt.

König Edwards Automobil-Abenteuer in Paris.

Bekanntlich weilte Englands König in diesen Tagen in der französischen Hauptstadt. Der Herrscher hatte auch diesmal den dringenden Wunsch ausgesprochen, man möge ihn doch bei seinen Ausfahrten und Spaziergängen mit dem polizeilichen Sicherheitsdienst für seine Person versehen. Allein Herr Lepine, der Polizeipräsident von Paris, dachte anders darüber und glaubte den König, namentlich in den unruhigen ersten Tagen des Mai, nicht ohne polizeiliche Bewachung die Straßen betreten lassen zu dürfen. Eduard VII., der bald bemerkte hatte, daß ihm wieder auf Schritt und Tritt Polizeibeamte folgten, beschloß, der Polizei auf geniale Weise zu entweichen. Er bestieg nämlich ein Automobil und fuhr in scharfer Pace ins Bois de Boulogne, in der richtigen Annahme, daß mit dieser Geschwindigkeit kein Polizist konkurrieren könne. In der Tat war denn auch die Polizei anfangs ratlos. Radfahrerpolicisten konnte man dem Könige nicht nachsehen, da sie bald das „Rennen“ hätten aufgeben müssen, und auf Motorweiräder durfte man die Beamten auch nicht sehen, da das Knattern und das Geräusch der Motore Eduard VII. belästigt hätte. Da ordnete Lepine kurzerhand an, daß zwei Kommissare in das Automobil steigen sollten, in dem der Polizeipräsident selbst in dringenden und eiligen Fällen dienstliche Ausfahrten zu machen pflegt. Es währte dann auch gar nicht lange, da fuhren die beiden Polizeiamtente hinter dem Könige im Bois de Boulogne her, und Eduard VII., der nun wohl einsehen mochte, daß er überall von der Polizei bewacht und beschützt wurde, fuhr eilends wieder nach der englischen Botschaft zurück.

Ansegeln.

Novellette von M. E. v. Saalfeld-Eich.

(Nachdruck verboten.)
(Schluß.)

Nachdem Melanie die „Möve“ mit Kennernbliden befrachtet hatte, war sie nicht mehr gegen die Wettfahrt. Das Fahrzeug war stabil und sehr sorgfältig erbaut worden. Nun sollte sie, wieder im Klubgebäude angelangt, den Preis sagen, den der Berliner zu bezahlen hätte, aber ihre Augen blickten schelmisch den Geliebten an, als sie dem Bruder erklärte, der würde nach der Wettfahrt gesehen.

Das Ansegeln war vorüber und damit die Segelsaison nun offiziell eröffnet. „Glückliche Fahrt!“ Das Signal stieg auf dem Begleiddampfer auf, als die „Möve“ und der „Vorwärts“ sich von den übrigen Seglern trennten, um mit vollen Segeln meewärts zu steuern. Dreimal hatte sich die Flagge als Abschiedsgruß auf beiden Fahrzeugen gehiebt, der Begleiddampfer fuhr wieder der Stadt zu, und von den beiden Jachten war bald nur noch eine Wolke von Segelnebel zu erblicken. Lange Zeit blickte Melanie den Fahrzeugen nach. Ihr war so ängstlich zumute, und nur gewaltig konnte sie ihre Träume niederzämpfen.

Auf dem Meere wehte eine bedeutend steifere Brise als im Binnenlande, und nun zeigte es sich, daß die „Möve“ zwar unter vollen Segeln schneller war als der „Vorwärts“, aber sie konnte den gewaltigen Segelnebel infolge des zunehmenden Seeganges nicht lange aushalten, sodas bald Segel eingezogen werden mußten. Der „Vorwärts“ kam der „Möve“ nun wieder bedeutend näher und überholte sie schließlich beinahe. Bis zum Abend steu-

aber sie hatte den nächsten Hafen angelaufen. Für ihn erten beide in fast gleicher Höhe, sie hatten eine vorzügliche Fahrt, aber da der Wind an Stärke zunahm, mußten schließlich die Segel dicht gerastet werden. Die heranrollenden Wogen wurden ständig höher. Dann brach die Nacht herein. Der Wind wuchs sich beinahe zum Sturm aus. Immer höher wurden die Wogen, sie warfen die beiden staltlichen Fahrzeuge wie Nuschalen hin und her.

Grau zog der Morgen herauf, aber das goldene Tagesgestirn konnte die Wollen nicht durchbrechen. Unaufhörlich wälzten sich die grünen Wellenberge mit ihren weißen Kronen sturmepeisch einher. Krachend und plätschend brachen sie sich an den Fahrzeugen, die bald auf den Wellenrücken tanzten, bald tief in die Wellentäler hinabtauchten, um sich mühsam wieder hinaufzuarbeiten. Infolge des unsichigen Wetters konnten die Mannschaften der beiden Fahrzeuge von den letzteren nur die Segel sehen. Der „Vorwärts“ befand sich weit voraus, da er mehr Segel führen konnte als die „Möve“. Am Horizont tauchten die Umrisse Bornholms in dunstigen Silhouetten auf, aber auch mehrere Rauchwolken stiegen auf. Krause sah, daß er mit dem „Vorwärts“ schwerlich die „Möve“ aussteigen konnte, die augenscheinlich mehr Segel setzte, denn sie kam näher und näher, aber lag bedeutend vom Rur ab, fast schien es, als ob sie Bornholm anlaufen wollte. Dann wurde sein Blick von den Dampfern abgelenkt, die am Horizont aufstauten. Und als Krause dann nach ungefähr einer Stunde den Blick über das Wasser schweifen ließ, da konnte er von der „Möve“ keine Spur entdecken. Nur an Bord ragten die nackten Felsen Bornholms empor. Der junge Mann erschrak auf das höchste, denn hier gab es nur zwei Möglichkeiten für das Verschwinden der „Möve“, sie konnte gekentert sein oder

galt es zunächst, sich Gewißheit zu verschaffen. Er legte den Kurs seiner Jacht nach der Richtung, in der er die „Möve“ vor einigen Stunden gesehen hatte. Die aufgeregten Wogen, die hier unter dem Schutze des Landes allerdings nicht so hoch gingen wie im offenen Meere, führten Holz und Schiffsteile mit sich, aber sonst verriet nichts, woher diese Holzsteile kamen. Da warf eine mächtige Woge einen Rettungsgürtel an Bord der Jacht. Er stammte von der „Möve“, deutlich war dieses Wort zu erkennen, auch Krause stellte fest, daß der Rettungsgürtel der „Möve“ gehörte. Das schöne Fahrzeug mußte also mit der ganzen Besatzung ein Raub der Wellen geworden sein. Erschüttert bedeckte Krause das Gesicht mit beiden Händen, um die Tränen zu verdecken. Nur zu deutlich zeigte ihm der Fund, daß das Wettrennen einen tragischen Abschluß gefunden. Als er dann mit dem „Vorwärts“ den nächsten Hafen anließ, da wurde ihm auf seine Erkundigungen mitgeteilt, daß ein Schiffsboot aus Segelnebelwand mit dem Namen „Möve“ vor kurzem angelassen worden war, in welchem 5 fast erstarnte Männer gefunden seien, in diesen erkannte Krause zu seiner Freude den Beifahrer und die Mannschaft der gekenterten „Möve“. Rümer war zwar der Besiegte, aber doch auch wieder der Sieger, denn nach einigen Monaten führte er sein geliebtes Bräutchen, die Schwester Krauses heim, welche ihm aber zuvor das Versprechen abnahm, nie wieder eine Segelwettfahrt zu unternehmen. Das Versprechen leistete er freudig und hat es auch in Zukunft treu gehalten.

Der Hochzeitszug per Automobil. Bei der Hochzeit des Automobilfabrikanten Kuppe in Apolda mit der Tochter des Wirtes Lehmann wurden die Hochzeitsgäste nicht, wie üblich, in Equipagen, sondern in sieben prächtig geschmückten Automobilen zur Kirche gefahren.

Knappschaftswesen und Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Bereich der Knappschaftswesen und Arbeiterversicherung, sowie die bergmännischen Angelegenheiten, und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffend, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck auch im Auszuge verboten).

Versuchsweise Beschäftigung.

Der Allgemeine Knappschaftsverein ist nur dann zur Zahlung eines Krankengeldes verpflichtet, wenn sich durch die Beschäftigung das Fortbestehen der Erwerbsfähigkeit ergeben hat. Ist die Krankheit die Folge eines Betriebsunfalles und findet die versuchsweise Beschäftigung nach dem Beginn der fünften Woche seit dem Tage der Verletzung statt, so ist unter der erwähnten Voraussetzung gemäß § 12 des Gewerbe-Unfallversicherungs-Gesetzes das erhöhte Krankengeld zu zahlen. Die Differenz zwischen dem erhöhten und dem gewöhnlichen Krankengeld ist der Krankentasse von dem Unternehmer desjenigen Betriebes zu erheben, in welchem sich der Unfall ereignet hat. Die Zahlung von Lohn für die Versuchsfrist befreit den Arbeitgeber nicht von dieser gesetzlichen Verpflichtung.

Unfallrentenfache

Wesentliche Veränderungen im Zustande der Unfallverletzten begründen eine anderweitige Festlegung der Rente. Die neue Rentenfeststellung darf aber nach dem Gewerbe-Unfallversicherungs-Gesetz erst erfolgen, wenn zwei Jahre seit der Verletzung der ersten Feststellung verstrichen sind, und auch nur, wenn die Veränderung in dem durch den Unfall begründeten Zustande eintritt und auf den Unfall zurückzuführen ist. Für die Beurteilung, ob eine Veränderung „wesentlich“ ist, sind bestimmte Richtlinien im Gesetz selbst nicht angegeben. In den Motiven des Gesetzes von 1884 werden erwähnt: Wiedergewinnung der Erwerbsfähigkeit, Eintritt völliger Erwerbsfähigkeit für nur teilweise erwerbsfähige Erkrankte, nachträglicher Eintritt des Todes eines Verletzten usw. Im allgemeinen wird jede Veränderung als wesentlich anzusehen sein, welche auf das Maß der Erwerbsfähigkeit, soweit dieselbe durch den Unfall beeinträchtigt war und dadurch auf die Höhe der Rente von Einfluß ist. Eine neue Rentenfeststellung darf nicht erfolgen, wenn es sich nur um eine veränderte Beurteilung der tatsächlich unverändert gebliebenen Sach- und Rechtslage oder um eine bloße Ergänzung hinsichtlich der in Betracht kommenden, unverändert gebliebenen Verhältnisse handelt.

Nr. 1936. W. A. R. L. Die Zeche Preußen II (Sapener Bergbaugesellschaft) liegt in der Gemeinde Hordt im Landkreise Dortmund. Welche Zeche chemische Fabriken anlegen oder solche vergrößern, ist uns nicht bekannt.

Leser in Dahlhausen. Frage 1: Der Allgemeine Knappschaftsverein verlangt nur ein Gesundheitsattest bei Aufnahme der Bergarbeit. Ein zweites Gesundheitsattest bei Übernahme der Unterlagsarbeit ist in den Satzungen nicht vorgesehen. — Frage 2: Der Allgemeine Knappschaftsverein hat früher Baugelder an seine Mitglieder ausgeteilt. Dies geschieht heute nicht mehr. Von den Versicherungsanstalten werden Baugelder vornehmlich an Baugewerkschaften, aber auch an private Verleiher gegeben. Die Bedingungen, unter denen die Verleiherung erfolgt, sind bei den einzelnen Anstalten sehr verschieden; in vielen Fällen wird die Bürgschaftsleistung der Gemeinden verlangt.

Ueber das Leben der Hofdamen am Kronprinzlichen Hofe

veröffentlicht eine ausländische Wochenschrift einige Angaben, die nicht ohne Interesse sind und die sie den Mitteilungen einer Hofdame der Kronprinzessin Cecile, des Fräulein von Helldorf, verdankt. Es heißt da: Das Befinden der Kronprinzessin ist gegenwärtig ausgezeichnet; sie geht jeden Morgen eine Stunde lang spazieren, und am Nachmittag ebenfalls, meist von ihrem Gemahl begleitet. Im Marmor-Palais haben die Hofdamen ein sehr angenehmes Leben. Die Kronprinzessin Cecile ist so freundlich liebenswürdig und rücksichtsvoll, daß der Dienst bei ihr außerordentlich leicht, ja fast ein Vergnügen ist. Die Tätigkeit der Hofdamen begann am Tage des Einzuges der Kronprinzessin in Berlin und ihre Pflichten waren während der 4 Tage der Trauungsfeierlichkeiten anstrengender als je nachher. Diese Tage vergingen in einem beständigen Anziehen und Ausziehen und Ausfahren mit der Braut. Nach der Trauung wurden die Hofdamen auf vierzehn Tage beurlaubt, damit das junge Kronprinzliche Paar die Hüttenwochen ganz für sich verbringen konnte. Im Marmor-Palais besitzt jede der Hofdamen eine Reihe von Zimmern für sich. Sie wechseln sich im Dienste ab, und diejenige, die frei ist, wird in dieser Freiheit wenig beschränkt. Nur wenn sie das Palais verlassen will, muß sie die Erlaubnis der Oberhofmeisterin nachsuchen. Es ist den Hofdamen nicht gestattet, ohne Begleitung auf die Straße zu gehen. Jeder von ihnen steht eine Hofequipe zur Verfügung, doch ist es ihnen verboten, Bekannte oder Freunde, mit Ausnahme von solchen Damen, die selbst dem Hofe angehören, in ihren Wagen aufzunehmen. Das junge Hoffräulein schließt mit den Worten: „Wir sind genötigt, eine außerordentlich große und reiche Garderobe zu besitzen, und unsere Rout-toiletten haben ein kleines Vermögen gekostet.“

Entlarvung eines Geisterbeschwörers.

In einer begüterten und angesehenen Familie in Rixdorf sind zwei schöne und junge Töchter, Klara, die ältere, Monika, die jüngere, mit Namen. Klara wurde in englischen Urschulmeisterin erzogen. Als das Mädchen heim kam, lagen die Früchte der Erziehung klar zutage. Der Körper des Mädchens war schlecht ernährt und leidend, und war das Schlimmere war, der Geist der armen Klara hatte argen Schaden gelitten. Die Eltern beriefen einen tüchtigen Arzt, der an dem Kinde gut machen sollte, was die Schwestern verdorben hatten. Die Behandlung durch den Arzt währte aber nur ganz kurze Zeit. Eines Tages wurde er plötzlich verabschiedet. Das war so gekommen: Bei den Eltern der Kranken war ein Herr, namens Ignaz Raminski, wohnhaft in der Wasserstraße Nr. 28 zu Rixdorf, erschienen und hatte den Eltern erklärt, die Behandlung durch den Arzt taue nichts, man müsse hier ganz andere Mittel gebrauchen, um die Kranke zu heilen. Solche Mittel ständen ihm zu Gebote, denn er sei Geisterbeschwörer und habe gute Verbindungen mit der Geisterwelt. Die Kranke sei von Dämonen besessen.

Die man durch übernatürliche Kräfte vertreiben müsse. Und nun geschah das Unglaubliche: die Eltern übergaben die Tochter dem „Geisterbeschwörer“ zur Kur. Täglich kam Herr Raminski abends in die Wohnung zu Klara, und mußte stundenlang allein mit ihm in einem völlig dunklen Zimmer verweilen. „Denn mit diesen Geistern“, sagte Herr Raminski, „läßt sich nur im Finstern streiten“. Jedesmal brachte Herr R. auch einen Offiziersdegen mit ins Zimmer „zur besseren Bekämpfung der unholden Dämonen“. Niemand aus der Familie durfte in das Zimmer kommen, in dem der „Geisterbeschwörer“ mit der jungen Patientin weilte. Die wunderbare Kur sahien bei der Kranken gut anzuschlagen, wenigstens waren die Eltern mit der geistigen und körperlichen Verfassung der Tochter zufrieden. Nur Monika, die junge Schwester der Kranken, begab Zweifel an der Heilmethode. Sie übertrat das Gebot des Heilkünstlers, ließ plötzlich die Tür der Stube auf, in der Herr Raminski sein Heilungswort an der armen Klara verrichtete, und — — — genug, Herr Raminski wurde gestern verhaftet. Die Situation, in der er überrascht wurde, war nicht derart, daß da noch die Rede von Geisterbeschwörungen sein konnte. Der 30 Jahre alte Raminski ist von Beruf Gärtner. Uebrigens eine Frage: Was soll mit Eltern geschehen, die solchen Leuten, wie Raminski, ihre Kinder in die Hände spielen — im Jahre 1906?

Eine aufsehenerregende Verhaftung

wird aus Wien gemeldet. Seit mehreren Tagen befindet sich im dortigen Landesgerichte der 19-jährige Baron Ferdinand D. in Haft unter der Beschuldigung, seiner Mutter einen größeren Gelbbetrag und Pretiosen entwendet zu haben, um mit seiner Geliebten Wien verlassen zu können. Baron D. ist der Sohn eines ausländischen Diplomaten, der seit mehreren Jahren schon fern von Oesterreich lebt. Vor fünf Jahren, also noch als Vierzehnjähriger, lernte Baron Ferdinand D. in Gmunden die Tochter eines dort zum Sommeraufenthalte weilenden ehemaligen Offiziers kennen und verliebte sich in sie leidenschaftlich, sodaß man sich entschloß, ihn in Erziehungsanstalten im Auslande unterzubringen. Doch stets verstand er es, sich mit dem jungen Mädchen in brieflichen Verkehr zu setzen, und immer kehrte er nach Wien zurück, um sie zu sehen. Zuletzt war er in einem Institut in Stuttgart untergebracht. Von dort kehrte er vor mehreren Monaten nach Wien zurück und logierte sich trotz der Bitten seiner Mutter nicht bei ihr zu Hause, sondern in einem Hotel ein. Vor einigen Tagen war er zu Besuch bei seiner Mutter, und diese Gelegenheit benutzte er, um einen Gelbbetrag von ungefähr 3000 Kronen und drei Ringe im Werte von 4000 Kronen an sich zu nehmen. Hierauf kehrte er in das Hotel, in dem er wohnte, zurück, kaufte ein Motorrad mit einem Beiwagen und wollte mit seiner Braut nach Hamburg fahren, um sich nach Amerika einzuschiffen. Baronin D. hatte jedoch inzwischen den Verlust des Geldes und der drei Ringe bemerkt und die polizeiliche Anzeige erstattet. Der Verhaftete, die Tat begangen zu haben, lenkte sich sofort auf ihren Sohn, und er wurde in dem Momente, als er das vor dem Hotel stehende Motorrad besteigen wollte, am Wien mit dem Mädchen zu verlassen, verhaftet. Der größte Teil des Geldes und die Preziosen wurden noch bei ihm vorgefunden.

Allerlei.

Ein Bubenstüd. Unberufene Hände öffneten ein Taschkarbolinum und ließen den Inhalt in die Fulda bei Stadtlengsfeld fließen. Die Folge war ein großes Fischsterben. Sechzigtausend Stüd Forellenbrut sind vernichtet. In der ganzen Gegend herrscht ängstliche Besorgnis, da bereits viele Fische verstorben wurden.

Für Rettung aus Lebensgefahr wurde den Tischlergehilfen Schmidt und Lehmann in Liebenwerda, die zwei Schulmädchen aus den Kluten der Schwarzen Elster gerettet haben, seitens der Königl. Regierung eine Geldbelohnung von je 30 Mark bewilligt.

Durch Verbrennung hat der 5 Jahre alte Sohn des Handarbeiters Bonitz in Reinsdorf sein Leben eingebüßt. Er hatte mit Streichhölzern gespielt, wobei seine Kleider Feuer fingen. Ehe Hilfe kam, hatte der Ranke die tödliche Verbrennung erlitten.

Ein Bild des Entsetzens bietet die Stätte der Dynamitkatastrophe in Seppendorf. Seit Wochen war man bemüht gewesen, einen ca. 200 Meter tief eingesenkten Bohrer im Bohrloch aufzubringen, was aber nicht gelang. Bohrer wollte. Man beschloß daher, ihn durch Sprengen zu beseitigen, zu welchem Zwecke die Herren Berggrat Deide aus Halle und Direktor Merkel aus Krügershall auf der Arbeitsstätte zugegen waren. Man füllte eine Patrone mit Dynamit, die Klempner Weiße aus Möllersdorf verloben sollte. In dem Augenblick, da Weiße der Patrone mit dem glühenden Kolben nahekam, erfolgte eine furchtbare Explosion. Die Wirkung war eine gräßliche: 4 verstümmelte Leichen, 2 schwerverwundete und eine Anzahl leichter verwundeter Personen bedeckten die Unglücksstätte. Die Getöteten waren furchtbar zerstückelt, die einzelnen Körperteile waren ihnen vom Leibe gerissen und weit umher verstreut. Die Leiche des Monteurs Beyer ließe an der Maschine. Nahe dabei lag die schrecklich zerrissene Leiche des Direktors Merkel, ein Stück davon lag der Klempner Weiße, ihm war die Schädelkapsel eingedrückt und beide Augen hinausgerissen. Die Leiche des Steigers Reiche zeigte ein tiefes Loch in der Brust. Bei allen diesen vier Opfern ist der Tod sofort eingetreten. Schwer verletzt wurde Herr Berggrat Deide aufgefunden, ihm fehlten ein Auge und mehrere Finger, der Leib war ihm aufgerissen. Die Arbeiter, die weiter abwärts standen, haben leichtere Verletzungen erlitten. — Eine später eingelaufene Meldung belagt noch: Der schwerverwundete Berggrat Deide aus Halle ist seinen Verletzungen erlegen. Die Zahl der Getöteten beträgt danach fünf, außerdem wurden noch sechs Personen verletzt.

Der schwerste Mann in Anhalt. Am Samstag starb in Leopoldshall der Besitzer des Hotel Lorenz, Unshelm. Er dürfte wohl mit seinen 460 Pfund der schwerste Mann Anhalts und der Provinz Sachsen gewesen sein. Er war ein solcher Koloss, daß er als Sehenswürdigkeit für die ganze Umgegend galt. Der erst im 34. Jahre stehende, übrigens unverheiratete Herr verließ nie seine Behausung. Er soll es im Anfang seines Hierseins einmal versucht haben, da er jedoch bald ca. 100 Kinder um sich versammelt sah, hat er diesen Versuch nie wiederholt. Auf dem Rücken hat er fast nie schlafen können; in den letzten Monaten konnte er die Nacht nur knieend im Bette verbringen. Saß er am Tische, so war der Stuhl, — eigentlich benötigte er zweier gewöhnlicher — ca. 40 bis 50 Zentimeter vom Tische entfernt. Trotzdem ruhte ein großer Teil des Leibes und der Brust am und teilweise auf dem Tische. Seit einigen Wochen litt er ständig an Atemnot. Sein Begräbnis mußte lange vorbereitet werden. Der Sarg hatte eine Breite von zwei großen Männerfüßen. Sehr kompliziert war die Fortbewegung des Sarges. Statt eines Leichenwagens mußte man einen Rollwagen, der mit schwarzem Tuche behangen war, verwenden. Am Grabe selbst war ein Gerüst errichtet worden, sodaß der Sarg mittels Flasenzuges in die Gruft gesenkt werden konnte. Der Sarg wog ca. 14 Zentner.

Ein Ehepaar, das sich nach zwanzigjähriger Trennung im Gerichtssaale wieder sieht. Unter der Anklage der Doppelheirat hatte sich die Ehefrau Eleonore Heitmann vor dem Hamburger Landgericht zu verantworten. Die Angeklagte, die Tochter eines Schäfers in der Nähe von Preußisch-Stargard, heiratete dort im Jahre 1886 einen Arbeiter Rummels, den sie jedoch bereits nach drei Monaten wieder verließ. Sie begab sich nach Hamburg und entzog sich allen Nachforschungen ihres Mannes und ihrer Verwandten. Im Jahre 1890 heiratete sie in Hamburg unter ihrem Mädchennamen den Arbeiter Heitmann, obgleich ihre erste Ehe nicht geschieden war, und sie sich auch nicht darum bekümmert hat, ob ihr erster Mann vielleicht gestorben sei. Der zweite Ehemann erfuhr nach einigen Jahren, daß seine Frau noch einen zweiten lebenden Ehemann habe, und trennte sich deshalb von ihr. Vor einiger Zeit erfuhr auch die Staatsanwaltschaft von der Doppelheirat, und Frau Heitmann wurde angeklagt. Sie war geständig. Zum Beweise, daß auch der erste Mann noch am Leben sei, wurde er von Rummelsburg bei Berlin vorgeführt, wo er wegen wiederholten Bettelns bis Januar 1907 eine Korrektilionsstrafe zu verbüßen hat. Bei der Gegenüberstellung der Eheleute erkannten sich beide wieder mit dem Bemerkten, daß sich ihre Gesichtszüge in den zwanzig Jahren allerdings erheblich verändert hätten. Der erste Gatte empfand aber doch noch ein menschliches Mitleid; denn er erklärte vor Gericht, wenn sie beide in Freiheit seien, wolle er das Zusammenleben mit seiner Frau noch einmal probieren, bevor er die Ehescheidungsfrage einreicht. Beim Verlassen des Gerichtssaales drückte Rummels seinen Frau mit den Worten: „Auf Wiedersehen, Eleonore, lebe glücklich,“ warm die Hand. Dem Antrage des Staatsanwalts gemäß wurde die Angeklagte wegen Doppelheirat zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

„Ich liebe dich!“ Ein dänisches Blatt amüsiert sich mit einer Zusammenstellung von Uebersetzungen dieser allen Zungen wohlgekauften Formel in einige auch den Gebildeten zumeist unbekannte fremde Sprachen. Wir geben mehrere dieser Uebersetzungen wieder, ohne für deren Richtigkeit eine Bürgschaft übernehmen zu können. Der Chinese sagt: „No ngai ni“, der Armenier: „Ge firem ez kez“, der Araber kurz: „Mehabbet“, der Aegyptier ähnlich: „Machlebi“, der Türke: „Sili sevejorum“ und der Hindu: „Main tyn lo pijar karn!“ Geradezu überwältigend aber ist die Liebeserklärung eines Grönländers, der die Auserkorene zu bannen sucht durch den Wohlklang des niedlichen Wörtchens: „Unidiffissærndbluinalerfimaunagnarfiguajal...!“ Uebrigens hat der Eskimo für diese Worte seines Sprachschates nicht viel Verwendung; gefällt ihm ein Mädchen, so nähert er sich ohne lange Verhandlungen.

Ein GRENELT in der Südsee. Der vor kurzem in Sidney eingetroffene Kreuzer „Condor“ brachte aus Neu-Guinea die Kunde von einer neuen Bluttat der dortigen Eingeborenen. Es konnte festgestellt werden, daß das Opfer der Tat ein Händler Schlehahn sei, ein Mann, der bis dahin mit den Eingeborenen auf bestem Fuße zu leben schien. Er wurde hinterwärts mit einem Keulenschlage über den Kopf zu Boden gestrückt. Darauf stürzten sich die übrigen Schwarzen auf den Betäubten und zerhackten in gräßlicher Weise seinen Körper mit Keulen. Ueber den Verbleib des verstümmelten Leichnams konnte man nichts erfahren; da die Eingeborenen jedoch als Menschenfresser bekannt sind, ist wohl die traurige Annahme berechtigt, daß sie ihr Opfer bei einer ihrer kanibalischen Festlichkeiten verzehrt haben. Das Dorf der Mörder wurde in Brand gesteckt.

Die Bibel in 400 Sprachen. In der letzten Jahresversammlung der „Britischen und Ausländischen Bibelforschung“ in London wurde mitgeteilt, daß im letzten Jahre fast 6 Millionen Exemplare der Heiligen Schrift verbreitet wurden. Die Zahl der Sprachen, in die die Bibel im Auftrage der Gesellschaft überetzt ist, beträgt jetzt bereits fast 400. Im letzten Jahre wurden elf neue Uebersetzungen dieser heiligen Schrift hinzugefügt. Unter diesen befanden sich „Ladachi“, das an der Grenze von Tibet gesprochen wird, „Singpho“, die Sprache eines Volkes, das im Hügellande des östlichen Asien wohnt, „Kulivini“, das auf einer Insel der neuen Hebriden heimisch ist, „Zigula“, das Idiome der Wa-Sigulas, die ein großes Gebiet in Deutsch-Ostafrika bewohnen, „Saa“, das auf einer der Salomons-Inseln gesprochen wird, und die arabische Umgangssprache, die den Ungebildeten in Aegypten als klein verständlich ist.

doh, Offizier. Eines Tages hatte er an seinen Adjutanten einen Befehl erteilt. Dieser konnte ihn nicht entziffern.

Ohne eine eigentliche Absicht dabei zu haben, begann er in dem Hefte zu lesen. Er hatte schon mehrere Seiten

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

19. Gattungen, den 10. Mai

1906

Eine gefährliche Reisegefährtin.

Novellette von C. Borges.

Vor dem Hotel Schlemmer hielt gerade ein Kellner, aus dem eine ältliche Dame und eine jüngere, ansehnliche die Gesellschaft, ausstiegen. Es spielte ein wehnütiges Lächeln um die Lippen der Jüngeren, als sie jetzt ihrer Herrin folgte, beladen mit diversen Schächeln und Schmuckstücken. Gewiß dachte das junge Mädchen in diesem Augenblick an die Reizen des Geldes, die die einen so reichlich mit irdischen Gütern überhäufte, während andere mühsam ihr tägliches Dasein fristen mußten.

„Madame's Grace“, dachte Gräfin Marthein bei sich selbst, als sie die Treppe zu ihren Gemächern emporstieg. „Das arme Kind scheint nicht glücklich zu sein, und die Herrin ist gewiß schwer aufzuerhalten zu stellen. Wer mögen diese neuen Gäste nur sein?“

Ihre Neugier sollte bald befriedigt werden. Im Treppengang standen bald die Namen: Madame de Boulai aus Paris mit ihrer Gesellschaft: Elisabeth Gelsberg. Die Dame war also eine Französin und ihre Gesellschafterin eine junge Deutsche.

In den folgenden Tagen fand die Gräfin häufig Gelegenheiten, ihr leuchtendes Auge bald die vielfachen Abkömmlinge, die die junge Deutsche von ihrer Herrin zu erbeugen hatte. Madame war durchaus nicht aufzuerhalten zu stellen; sie lächelte Elisabeth ungeduldig der Hitze, des Regens oder Sonnenstrahls von einem Ausgang nach dem andern, ohne ihr einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Elisabeth glückte einer Elavin, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Befehle ihrer Herrin auszuführen hatte, ohne Ermüdung, geschweige denn, ohne Vergnügen.

„Vergnügen?! meine liebe Frau Gräfin, was denken Sie nur?“ Elisabeth Gelsberg ist meine Dienerin, die ihre Pflichten erfüllen muß und dafür bezahlt wird,“ erwiderte die kleine Französin ganz energisch, als Gräfin Marthein ihr im Hotel einen Besuch machte, in der Hoffnung, das harte Los der jungen Deutschen ein wenig zu erleichtern, und von der Notwendigkeit sprach, daß junge Mädchen hin und wieder eine kleine Abwechslung haben müßten. „Ihre Güte ist in der Tat bewundernswürdig, und“

„Und Sie wollen erlauben, daß das Fräulein heute Abend eine Spazierfahrt mit mir macht?“ unterbrach die Gräfin schnell mit gewinnendem Lächeln. „Sie ist ja auch meine Landsmännin.“

„D, daran dachte ich nicht,“ erwiderte Madame de Boulai gedehnt; „nun, da Sie es wünschen, will ich eine“

mal eine Ausnahme machen. Elisabeth! Frau Gräfin ladet Sie zu einer Spazierfahrt ein, wollen Sie mitfahren?“

„Gern, von Herzen gern! rief das junge Mädchen mit hochroten Wangen und richtete ihre dunklen Augen fast ängstlich zu der Gräfin empor, „um wie viel Uhr soll ich bereit sein?“

„Um fünf Uhr,“ entsetzt schnell die Gräfin, und der freudstrahlende Blick belebte sie reichlich für die Mühe, die sie gehabt hatte, der harten Französin diese Erlaubnis abzubringen.

„Sie hören es also, Elisabeth, halten Sie sich also um fünf Uhr bereit“, erwiderte Madame de Boulai.

Gräfin von Marthein, die ein sehr weiches, liebesvolles Herz hatte und gern alle Menschen glücklich gemacht hätte, am liebsten diejenigen, mit denen sie in nähere Beziehung kam, war von der bescheidenen Lebenswürdigkeit ihrer neuen jungen Freundin ganz entzückt, und noch ehe die Spazierfahrt beendet war, hatte sie sich fest entschlossen, nach besten Kräften Sorge zu tragen, das Leben des jungen Mädchens leichter und glücklicher zu gestalten.

Keine Klage über das Leben bei der mürrißen, harten betagten Französin kam über Elisabeths Lippen, im Gegenteil, sie gestand offen, schon in ihrem jungen Leben viel traurige Tage erlebt zu haben; diesen zufriedenen Sinn Elisabeths lockte die Gräfin hoch. Aber von ihrer Gutmüthe, von ihrer Kindheit erzählte das junge Mädchen fast nichts, offenbar war dieselbe zu traurig gewesen, und die Erinnerung daran schmerzte wohl noch immer. Ihr ergab sie, daß ihre Eltern beide sehr früh gestorben seien, sie sei damals noch so klein gewesen, daß sie sich ihrer Mutter nur noch dunkel erinnere. Dann sei sie mit fremden Leuten herumgezogen, habe bald hier, bald dort gelebt, später habe ein älterer Bruder sie zu sich genommen, doch das Leben mit ihm konnte sie nicht lange ertragen, und sie sei nach Paris gewechselt. Dort habe sie zuerst in einer Schule den, ihre lächerliche Ausbildung zu vervollkommen, und dann vor sechs Monaten die Stelle als Gesellschafterin bei Madame de Boulai angenommen. Sie liehe aber ganz allein in der Welt, da ihr Bruder für sie nicht mehr existiere.

Bei diesen letzten Worten stellten sich ihre dunklen Augen mit Tränen, doch die Gräfin trostete die Wehleidige und bemühte sich, sie wieder aufzuheitern. Sie, Elisabeth, solle fortan nicht mehr so einsam im Leben dastehen, da sie selbst Gräfin von Marthein — ihre Freundin sein wolle. Elisabeth war so gerührt, daß sie wieder von neuem in Tränen ausbrach.

„D, vergehen Sie mir“, schluchzte sie, „aber diese Freundin ist mir ganz fremd; so hat noch niemand in meinem Leben zu mir gesprochen; Sie“

doch, Offizier. Eines Tages hatte er an seinen Adjutanten einen Befehl erteilt. Dieser kam ihm nicht entgegen, und er eilte zu dem alten Brummbär, wie ihn das Volk nannte, und bat sich Erlaubnis aus. Leopold sah sich das Schriftstück an, aber auch er wußte es nicht zu deuten. Da fuhr er heraus: „Schwermut, ich habe ja das für ihn und nicht für mich geschrieben.“ Um dergleichen zu vermeiden, hielt er sich endlich einen Geheimdiener. Im Jahre 1745 wurde das der bekannte vaterländische Dichter Gleim, der bis zu dessen 1744 vor Prag erfolgten Selbstmord ausging, füllte hatte. Als sich der Dichter dem Fürsten vorstellte, wollte, traf er ihn im Saal am Hof. Mit der Stimme, die das Schlachtgeschrei überlante, fuhr Leopold seinen zukünftigen Geheimdiener an: „Sitz er der Herr?“ — Gleim war betroffen; aber rasch gefaßt, erwiderte er: „Ja, ich bin der Herr,“ und durchlachte, der selbst unter schwierigsten Umständen schreiben kam. — Der Fürst kuckte, — „Nun, was will er?“ lautete seine Frage.

Legte ihm seine Papiere zur Begutachtung vor, aber Leopold brüllte: „Scher' er sich zum Teufel!“ — Jetzt begann Gleim auch zu lächeln: „Das ist nicht in der Ordnung, Durchlaucht! Sie können mich vorführen; dann aber fordern ich mein Abgangszeugnis. Dazu bin ich berechtigt.“ — Leopold blinnte den Fürsten anerkennend an, dann sagte er ruhig: „Sie bleiben mein Geheimdiener. Galt er das Wort!“ Gleim entfernte sich nun, unter seinen Papieren die Unterschrift des Fürsten. Am folgenden Tage sagte der alte Brummbär: „Gleim, er gefällt mir; ich glaube, er wäre ein tüchtiger Unteroffizier geworden.“

Weitere Reueigkeit.

Die Gertrudheit der Professoren besteht nicht nur in den Wissenschaften. Das zeigte kürzlich wieder ein Fall in Straßburg. Hierin tritt da in den „Tiefen Keller“, die Stürme vom Denken tief gefurcht, ein bekannter Herr Professor. Den Ueberred hat er auf dem Arm liegen. Nun macht er es aber nicht etwa wie seiner berühmten Frau, daß er den Ueberred an den Tisch gesetzt, sich selber an den Nagel gehängt hätte — nein, so zerstreut sind die heutigen Professoren nicht mehr. Er hängt also ganz richtig den Ueberred an den Nagel, aber — der Ueberred ist gar kein Ueberred, sondern ein — Unterred seiner Frau.

Eine lustige Geschichte trug sich mit einer jüngeren Unterredung jüngst in Dörfelbach zu. Ein junger, hübscher Postbeamter ist mit der Eichtung des eingelaufenen Briefwerks beschäftigt, da tritt plötzlich eine aus Bosnien angelaufene, an sie gerichtete Postanweisung. Der Beamte folgt dem Paket aus und fragt dann, warum das hübsche Kind den für schriftliche Mitteilungen bestimmten Streifen nicht weggelassen habe, da ja dort etwas aufgeschrieben liege. „Ich kann nicht lesen,“ meint erröthend die Kleine. „Bitte lesen Sie mir die Schrift vor.“ Und der Postbeamte liest: „Da hab ich Dir als Geschenk ein seidenes Kopfschmuck und tausend Küsse dazu.“ Der junge Beamte wirft einen Blick auf das hübsche Kind und sagt dann mit großer Freundlichkeit: „Das Tuch haben Sie nun; die Küsse sollen Sie gleich bekommen.“ Dem Mägdlein erwacht die erste Amtsmiene, vielleicht auch das freundschaftliche Gesicht des jungen Beamten Vertrauen und dann: es mußte doch so sein, da es dort auf dem Papiere stand — kurz, sie hielt die hübschen Wangen her, bis der Postmann sich satt geküßt hatte. Und als sie dann heimging, erzählte sie der alten Mutter ganz stolz, wie herrlich weit man es schon gebracht, da man aus Bosnien nicht nur Seidenstoffe, sondern auch die „begeleitete“ Küsse von der Post richtig ausgeliefert bekommen könne.

Druck von C. Sundt sel. Wwe., Gattungen (Kulz).
Verantwortlicher Redakteur Heinrich Sundt in Gattungen.

Ohne eine eigentliche Waise dabei zu haben, begann er in dem Hause zu leben. Er hatte schon mehrere Seiten besessen überflogen, als eine Stelle seine Aufmerksamkeit fesselte. Diese Stelle lautete:

„Wer er Diplomat wurde, trug Magarin den Despen. Er befehligte im Jahre 1625 eine Kompanie Schützen. Der General Conti erließ ihm damals eine Mission an den Marquis v. Courvois. Er fand den Marquis zu Grenoble, wo er sich mehrere Monate lang unter dem Namen eines „Capitano Juliano“ aufhielt.“

Mit podendem Herzen las der junge Mann diesen Satz zu wiederholten Malen. Der Name, der Ort und die Zahl rezahl ließen keinen Zweifel übrig, daß von dem Manne die Rede war, der ihn über die Tausche gehalten. Magarin war also kein Pate!

Die kostbare Schrift wieder sorgfältig auf seiner Brust verewand, begab er sich zunächst in seine bescheidene, in der Nähe des Hauptpalastes belegene Wohnung, um sich mit seinem Tauschgegenstand und anderen Dokumenten zu versehen, welche keine geistliche Verwandschaft mit dem Minister bewiesen. Dann eilte er nach dem Palaste des letzten, wo einer seiner Landsleute, namens Pierre, zur Zeit das wichtigste Amt eines ersten Geheimes in der Küche seiner Herrlichkeit bekleidete. Diefem erzählte er, daß er mit dem Minister zu sprechen wünsche.

„Mit dem Minister?“ Pierre betrachtete seinen Landsmann mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich verriet, daß er an dessen Verstande zweifelte, und brach dann in ein lautes Gelächter. „Du glaubst, mein Güter, daß dazu nur eine einfache Anmeldung nötig ist?“

„Nein; aber ich glaube, daß Du mit ein Mittel angeden kannst, zu ihm zu gelangen.“

„Ganz unmöglich!... Selbst ich, der ich zu seiner Bedienung gehöre, sehe ihn nie. Und doch bin ich eben mit der Zubereitung seiner Chokolade beschäftigt.“

„Das ist also die Chokolade des Ministers?“ fragte Jules, nach einer auf einem Nachschauen stehenden silbernen Kasserole blickend.

„Ich werde sie sofort in diese vergoldete Kasse geben“, fuhr Pierre fort, „und dann einem Lakaien klingen, der sie dort die Treppe hinauf bis zum Vorflur trägt, um einem Kammerdiener zu übergeben, dem nur der darf sich dem Minister nähern. Ah, da ist schon das Zeichen; hörst Du?“

Man vernahm in der Tat den Klang einer Glode. Pierre füllte die vergoldete Kasse, stellte dieselbe auf eine silberne Platte und eilte in das Nebengeläch, um eine mit dem Wappen des Ministers verzierte Serviette von seiner flandrischen Leinwand zu holen. Jules aber folgte schnell einem tüchtigen Fußhaken. Er warf die Kasse des Nebengelächses hinter Pierre ins Schloß, ergriff die Platte, eilte die bezeichnete Treppe hinan, durchließ mehrere Korridore, öffnete aufs Geratewohl mehrere Türen, die in prachtvollen Gemächern führten, gelangte endlich an eine Portiere von rotem Sammet, die er zur Seite schlug, und — sah den mächtigsten Mann in Frankreich vor sich, welcher einen eben geschriebenen Brief zusammenlegte.

Bei dem Geräusch erhob Magarin den Blick zu dem mit verflörter Miene Eingetretenen.

„Was ist das?“ fragte er mit dem italienischen Akzent, welchen er sich nicht hatte abgewöhnen können. „Wer seid Ihr?“

„Jules setzte schnell die Platte auf einen Tisch nieder. „D, nun ist mir geholfen!... Guten Tag Herr Pate!“

(Schluß folgt.)

Der alte Dessauer und Gleim.

Der alte Dessauer schrieb gern und viel, aber seine Schrift war um so schwerer zu lesen, als er sich seiner eigenen Rechtschreibung bediente. So schaltete er gern in jede Silbe ein h und schrieb z. B. Gchnechtrahl, Lohmabris

Die M
nb ihre Er
pflege im
und hat oft
über die Mo
um ist es un
ihren Erfin
gesundheit
heitsförde
doner W
und der üb
aus Lond
si d e d e r
an, daß sie
den Stöden
Mode war
zu dem sich
billiger und
der Vorteil
nete Waffe
mehreren A
mit ihm ge
Wert liegt
solchen eise
kommt die
Abemach
angeführt
auf seine, d
kein verspu

Ein l
gangenen V
der Saar
männliche
gerichtsärz
Ergebnis,
Verbreche
Meisterliche
Schnittwun
hafte Schö
Dunkel über
mordeten
weisung un
stark von
fennungsm
einem itali
Grausamke
Heber den
wurde, feh
Nicht über
Leiche wur

Unter
Woche zahl
hij zu leide
den bis zu
durch Gend
bracht wird
ten. In W
und 7 Rind
Stehlezei
bracht.

Um f
Fürstenwal
der Mitgl
festgestellt,
halten kon
Büschvolk
Zeit ist zu
Eine
Grasbüsche
Lieblings
und da es
übernachte
ruhig würd
lichteit mid

Der
wegs in ei
vielmehr
Wöhl
deutete na
Aus der
Da, bei G
ein Stern
Funlein m
Nehme Ger
len sich dan
bens mit
mir schließ
haue ein
Zeufels W
der es zu
Nacht über
beschloß,
Eine
der Büsch
derzufinde
Begleiters
Nach eine
auf dem i
über den
haltigen
Diamant
mehr. M
mir einen

„Guten Morgen, wie elend und verlassen ich mich oft gefühlt habe.“

„Stimmen, liebes Kind“, versuchte die Gräfin zu beruhigen. „Ich verstehe Ihre Wünsche und fühle innigsten Mitleid mit Ihnen. So, jetzt trosten Sie Ihre Tränen, denn sehen Sie nur, wie sich Ihnen wieder ein unterer Stuhl angeschlossen, und Madame de Boucard darf Sie rot verwöhnen und nicht spüren, sonst erlaubt sie nicht wieder, daß Sie mit ihr sprechen.“

„Gleichwohl trachte ich meine Tränen, und ein flüchtiger Gedenken gilt momentan über die beiden Bräutigame.“ „Madame beachtet eine solche Kleinigkeit nicht, sie hat für mich kein Gefühl des Mitleids, ich bin ja auch nur ihre besagte Dienerin. Madame steht ja schon am Fenster, gewiß hat sie wieder Befehle für mich. Leben Sie wohl, liebe Frau Gräfin, ich danke Ihnen für Ihre Güte und die Güte der Gräfin, die Sie mit verschaffen.“

Madame de Boucard blinzelte ausdrucklos das junge Mädchen an, als dieses bei ihr eintrat. „Will die Gräfin diese Einladungen wiederholen?“ forschte sie launisch. „So sagte sie mir, das heißt, wenn Sie meinen Dank entgegen können“, versetzte Elisabeth und verrichtete ihre gewohnte Arbeit.

Ihren Vorgesetzten gemäß und ihrem guten Herzen folgten, veräumte die Gräfin keine günstige Gelegenheit, dem jungen Mädchen eine Besichtigung und Vergnügen zu verschaffen, trotzdem es oft recht schwer wurde, die Zustimmung der Gräfin zu erlangen.

Endlich kam für Gräfin von Marthe die Zeit ihrer Abreise. Sie jüngerer Bräut, Moritz von Kallborn, war von einer längeren Reise zurückgekommen und hatte seine Wohnung in Baden-Baden für die nächsten Tage in Elisabeth gestellt, um dann die so sehr zur Wirtin gewordene Schwester auf ihre Güter in der Nähe von Saurburg zu geleiten. Auf selbst veranlaßte die reichen Beziehungen der Schwester, die nur im Sommer einige Wochen die Einkünfte des stillen Landbesitzes mit dem geräuschvollen Leben in Baden-Baden verbrachte. Als Elisabeth Bescheid davon in Kenntnis setzte, erwiderte sie: es war das erste Mal im Leben, daß sie eine treue, mittelstündige Freundin gefunden hatte, nun sollte sie dieselbe schon so bald wieder verlieren! Auch die Gräfin sah tiefes Mitleid, sie hatte Elisabeth lieb gewonnen und mußte sie nun bei dieser verhängnisvollen Abschiedsreise zurücklassen.

Im nächsten Morgen, als die Gräfin am Fenster stand, sah sie zu ihrem Entsetzen Madame de Boucard in einem eleganten, die zahlreichen Kleiderstücke waren bereits aufgestellt, und sie hörte dem Aufbruch den Befehl erteilen, nach dem Bahnhof zu fahren.

„Morgens! — und Elisabeth hat nicht einmal geschied von mir nehmen dürfen“, dachte die Gräfin nachsichtig. „Die alte Dame hat dem armen Kinde diese letzte Freude gewährt, nicht erlauben wollen. Das ist doch hart — ich kann kaum die Tränen zurückhalten bei dem Gedanken, daß Elisabeth von den Leuten dieser engstirnigen Frau abhängig ist und oft schwer darunter zu leiden hat.“

Schon die Vorbereitung der Gräfin war noch größer, als sie eine Stunde später im Garten des Schlosses Elisabeth antraf. Das junge Mädchen war abwechselnd, selbst die bunten Augen hatten ihren Glanz verloren, und die geschwollenen roten Lippen begangen deutlich, daß sie selbstschmerzhaft gewarnt hatte.

„Elisabeth, mein liebes Kind! O, wie freue ich mich, daß Sie hier sind, ich fürchte schon, Sie seien auch abgereist“, begrüßte die Gräfin ihre junge Freundin freudig.

„O nein, liebe Frau Gräfin“, gestand Elisabeth mit niedergebücktem Kopf, „Madame hat mich plötzlich entlassen, ich bin nicht mehr in ihren Diensten, ich — ich —“ Tränen erfüllten ihre Stimme.

„Sind Sie hier ganz allein? O, wie grausame, harte, gereizte Frau!“, rief die Gräfin entrüstet.

„Ja, ich bin ganz allein — ohne Beirat, ohne Freunde“, klagte das angestrichelte Mädchen, „aber ich verheere es nicht besser“, kam es jetzt kaum hörbar von dem kleinen, bleichen Lippen.

„Nein, Sie stehen nicht allein in der Welt da; ich bin Ihre Freundin, und mein Haus ist das Ihrige, mein liebes Kind!“, rief die Gräfin freudig aus. „Sie sollen mit Gräfin und Gesellschaften sein, liebe Elisabeth, und in einigen Tagen werden wir nach Saurburg reisen; willigen Sie ein?“

„O, ich will! O, Frau Gräfin, wie glücklich haben Sie mich gemacht“, und sie bang ihr Haupt an die Schulter ihrer mittelstündigen Freundin und schloß sie laut.

So war Elisabeth die Gesellschaft der glücklichen Gräfin geworden. Eine Woche später verließ man Baden-Baden, und nachdem noch eine kurze Zeit am herrlichen Rhein verbracht war, begleitete der junge Herr von Kallborn die beiden Damen nach Saurburg, wo man bis zum nächsten Sommer auf dem reichen Güte der Gräfin wohnen wollte.

Dem Madame de Boucard hörte Elisabeth nichts mehr. Die alte Dame hatte im Juni das junge Mädchen entlassen, jetzt kümmerte sie sich nicht darum, was aus Elisabeth geworden war.

„Sie war hart, oft sogar grausam gegen mich“, klagte Elisabeth leise, als das Gespräch auf die Gräfin gelenkt wurde, „und sie hat gewiß die Gräfin von einer so unwichtigen Persönlichkeit wie ich ist, vertrieben. Nun, sie behandelte mich nicht gerecht, und damit gewiß, damit ihre Pflicht gemacht zu haben.“

„Das war nicht der Fall, sie schuldete Ihnen Teile naht, Empfinden und Liebe. Nun, jetzt haben bessere Zeiten für Sie angefangen, liebe Elisabeth, waren Sie schon einmal in Saurburg? Es wird Ihnen dort gut gefallen, auch werden die Pflichten, die Sie bei mir zu erfüllen haben, nicht allzu schwer werden.“

„O, für Sie arbeiten zu dürfen wird mir ein Vergnügen sein“, versetzte das junge Mädchen enthusiastisch. „Und wirklich, der Herr, mit dem Elisabeth ihre kleinen Obliegenheiten erfüllt, übertrug die Gräfin bald, daß Elisabeth es aufrichtig gut meinte. Jeden Morgen bei der Gräfin verstand das junge Mädchen ihr von den Dingen abzuhelfen, so daß erlere sich täglich selbst beglückwünschte, diesen Schatz in Baden-Baden für sich gewonnen zu haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Selbsterkenntnis.

Selbsterkenntnis aus der französischen Geschichte des 16. Jahrhunderts.

In einem Stadtmittage im August des Jahres 1649 stand Meister Shoullard, einer der ersten Pariser Goldschmiede in seinem Laden und hielt ein mit lauten Sätzen und prächtigen Sentenzen verziertes Schriftstück in der Hand, welches er mit großer Aufmerksamkeit zu lesen schien.

„Ausgeredet!“ sagte er dann, sich zu seiner jugendlichen Nichte wendend, welche in der Nähe des Schreinerstellers saß. „Es ist ganz unbedeutend, daß seine Herrlichkeit der Herr Bürgermeister Magasin dieses Buch nicht betrachten sollte.“

„Nicht auch dem wirtlich so viel am dem Titel eines Hof-Goldschmiedes, Oben?“ fragte Nennette und brühte dabei auf die Straße hinaus.

„Ob mir daran liegt?“ versetzte Shoullard. „Welcher dumme Frage! Mit der Erlangung des Titels ist mein Glück gemacht!“

„Ich fürchte“, wandte das junge Mädchen ängstlich ein, „daß auch dieser Titel Schaden könnte.“

„Nicht, wenn Sie es nicht selbst selbst hat auch im Umgang mit diesen Leuten hält. Ihr selbst selbst hat auch im Umgang mit diesen

dem Hofe feindlichen Herren darum gewöhnt, immer über von dem sehr wieder allmächtigen Minister zu sprechen.“

„Still!“ unterbrach sie der Goldschmied und bestrich dieses Wort mit einer gedehnten Handbewegung. „Wenn ich dann und wann selbstliche Worte über den Minister nachgesprochen habe, so ist das nicht. So lange übrigens der bisherige Hof-Goldschmied Shoullard lebte, hatte ich keine Ursache zur Erfüllung meines Lebenswunsches. Sein Tod, den ich vorgelesen erfuhr, als ich den Saal zum Hofwagen nach St. Germain begleitete hatte, änderte die Sache. Aber ist dem Saal noch nicht wieder zurück?“

„Nein, Oben! Ein junges Mädchen beunruhigt mich schon wegen Shoullard, die Gräfin ruhe und seine Nichte schau ansehend. „Du läst dich von Saules abtrüben, ich selbst beunruhigen. Damit wohl noch immer an das schöne Betätigungswort — he?“

„Nun, gute Mutter! — ja! Aber ich, ich habe andere Pläne!“ Da ich, Dir eine Mitteilung geben kann, so will ich auch, daß Du einen wohlhabenden Mann betrachtest.“ „Nun, Saules nicht auch noch reich werden?“ wandte das Mädchen schüchtern ein.

„Ja, durch irgend ein Wunder!“ versetzte der Goldschmied höflich. „Er hofft wohlwollend noch immer auf seinen italienischen Abenteuer, der nicht bei seiner Mutter zu bleiben möchte und der ihn über die Tausche gehoben hat. Ein Capitulo Saules, wenn ich nicht irre.“

„Ihr wißt, Oben, daß Saules davon nur im Scherz spricht.“

„Nun und gut: aus dieser Zeit wird nichts.“ Das Gespräch wurde hier unterbrochen, indem drei Herren in den Laden traten. Der eine war der reiche Generalmajor Dubois, der andere war ein Herr v. Colbert, der dritte der Komtur v. Courville. Diese drei gehörten bisher nicht zur Gesellschaft des Meisters Shoullard, da man sie waren als ständiger Magasin allgemein bekannt. Aber sie hatten von einigen Pflichten abgesehen, welche der Meister ausgestellt hatte, und kamen nun, die selben zu sehen.

„Nun, verließ bei dem Eintritt der drei Fremden still den Laden, während der Goldschmied die Herren mit ausgedehnten Höflichkeit überhäufte. Eben wollte er für Herrn v. Colbert und deren Bedienten einige Geschenke ausstellen, als ein junger Mann in den Laden trat. Dieser war etwa 25 Jahre alt, einfach aber schon geachtet, und zeigte ein von Blättermann etwas einfaches Gesicht, in dessen Augen jedoch der Ausdruck offener Gemüthsheit unverkennbar war. Er grüßte höflich die Herren und wandte sich dann, ein Mädchen auf dem Arm fassend, in die hinteren Räume zu dem Goldschmied: „Guten Tag, Meister! Ihr habt Euch gewiß beunruhigt, da Ihr nicht schon am Vormittage erwarten dürft. Aber der Herr Graf v. Shoullard hat mich so lange zurückgehalten; ich mußte eine kleine Muschelung an meinem silbernen Teller auslösen.“

„Ja! Ihr wart beim Grafen Shoullard?“ fragte Herr v. Colbert den jungen Mann. „Wie kommt er sich denn?“

„Ausgeredet!“ wohl, gnädiger Herr.“

„Ausgeredet?“ Dann hat er sich selbst wieder irgend eine Bosheit gegen den Minister erdacht.“

„Nun, eben keine Bosheit, sondern nur ein kleines Spottgedicht von etwa zwanzig Strophen, das er mit vorlesen hat.“

„Nun,“ rief der Goldschmied erschrocken. „Über der junge Mann beachtete den Stuf nicht. Er dachte ja nicht daran, daß Meister Shoullard seine Meinung sehr sorgfältig geäußert hatte; auch kamte er die anwesenden Herren nicht, die er, wie alle bisherigen Auswärtigen, für Feinde des Ministers hielt. Er fuhr also ganz unbedacht fort: „Der Herr Graf war so gut, mir eine Abschrift des Liedes zu geben. Dort nur —“

Schon wollte er mit seinem Vortrage des Spottes geordnet beginnen, als Meister Shoullard losbrach: „Nun! Du schweigen, Bourgeois!“

„Nun! Ich hoch, Meister!“ versetzte der Komtur, der nur aus persönlichen Interessen die Partei Magarins ergreifen wollte, während er als französischer Beamter seinen im Leben glückselig hatte. „Ich bin ganz zufrieden mit demselben Spottlied und besitze bereits eine ganz beträchtliche Sammlung davon.“

„Nun, mein Meister sammelt sorgfältig alle die Magarinschen!“ sagte Saules, welcher der Meinung war, daß der Goldschmied ihm nur das Singen als eine Unschicklichkeit hatte verzeihen wollen. „Nun, keine Zweifel, müssen sie auswendig lernen, damit wir sie in Paris verbreiten.“

Die drei Herren ließen ein lautes Gelächter erschallen. Der Goldschmied war Flug genug, den Versuch zu machen, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Er wandte sich wieder zu Saules: „Du bist wohl ganz nicht beim Magarins v. Shoullard gewesen?“

„Gewiß war ich beim Magarins, Meister.“

„Aber warum kündigt Du die Magarinsche an?“ fragte Shoullard, auf das Mädchen deutend, welches Saules auf den Arm gefaßt hatte, und dem jungen Mann einen launischen Blick zuwarf. Saules verstand jedoch, letzteres zu bedeuten nicht.

„Aber Meister!“ sagte er, „das sind ja die Leber, welche mir der Graf Shoullard für Euch mitgegeben hat. Um Euch ein Vergnügen zu bereiten!“

Dem Goldschmied trat der Schweiß auf die Stirne. „Das ist eine Frage!“ klagte er. „Eine nichtswürdige Verleumdung!“

„Nun,“ rief er, „nichtswürdige Verleumdung?“ brauchte ich auch Saules auf. „Meister, wer ist ein Magar?“

„Du, Elender! — Und nun es vor diesen Herren zu beweisen, sage ich Dir auf der Stelle aus dem Saule!“ Und der Goldschmied sprang hinter dem Tisch hervor und öffnete die Tür des Ladens.

Saules wuschelte die Karte und hatte kampfbereit die Hände. Doch begann er sich und sagte ziemlich mühsam, auch mit gewöhnlicher Stimme: „Nun wohl, ich gehe, Meister. Denn ich sehe, Ihr seid — toll geworden.“

Und ohne der wütenden Gekröte des Goldschmieds zu achten, ging der junge Mann von dannen.

Die drei Herren, welche hundert Augen dieses trübseligen Geschehens, entsetzten sich bald. Meister Shoullard wuschelte sich den Schweiß von der Stirne, jedoch für heute den Laden und begab sich dann zu seiner Nichte, um vor der Schuldigen seinen ganzen Zorn gegen Saules auszusprechen.

2.

Madame Saules das Haus seines Meisters verließ, dessen erster Stelle er gewesen, durchstreichte er die Straßen von Paris ohne Zweck und Ziel. Die Bewegung aus dem Hause des Meisters Shoullard zerstörte seine schönsten Hoffnungen; denn er liebte Nennette mit aller Innigkeit, deren nur ein unbedeutendes Börs fähig ist, und wußte sich von ihr in demselben Maße wiedergerichtet.

Dem Saule der Seine unbekannt folgend, kam er an den Fontänen vorüber und gelangte so in den Park. Er schloß sich er sich auf einer Bank nieder.

Ein Nennette denkend, legte er die Hand auf sein Herz und sah sich da etwas Saules. Unwillkürlich fuhr seine Hand in die Brusttasche seines Rockes und zog ein kleines gebundenes Buch hervor. Es war das eine Schmachtschrift gegen Magarins, in dem einer Biographie bei ganzen bisherigen Lebenslauf beschrieben enthalten. Der Graf v. Shoullard hatte ihm diese Schrift das neue Absatz auf den Nennentitel, geknüpft.

„Derwunderliche Magarins!“ murmelte Saules beim Umschlagen dieser Schrift. „Du trägst die Schuld an meinem ganzen Unglück.“

Spazierstöcke aus Eisen.

Die Mode pflegt nicht allzu häufig danach zu fragen, ob ihre Erfindungen auch mit den Gesetzen der Gesundheitspflege im Einklang stehen. Im Gegenteil, sie setzt sich meist über die medizinischen Vorschriften hinweg und hat oft genug bewiesen, daß ihre Gebote stärkere Mächte über die Menschen haben als alle Weisheit der Ärzte. Darum ist es um so erfreulicher, einmal von einer neuen Mode zu hören, von der dies nicht gilt und die sogar, wenn man ihren Erfindern Glauben schenken darf, nicht nur nicht gesundheitsschädlich, vielmehr in erheblichem Grade gesundheitsfördernd sein soll. Bei der Feunisse doree des Londoner Westend, von der die Mode für die Herren gemacht und der übrigen Welt diktiert wird, sind, wie man aus London berichtet, neuerdings eiserne Spazierstöcke der höchste Schick. Man sieht ihnen von außen nicht an, daß sie aus Metall gefertigt sind, sie gleichen vielmehr den Stöcken von schwarzem Ebenholz, die vor ihnen die Mode waren. Man kann sie natürlich je nach dem Griffe, zu dem sich ebenso gut Silber wie Gold verwenden läßt, billiger und kostbarer gestalten. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil, den sie bieten, ist der, daß sie eine ausgezeichnete Waffe sind, mit der man wohl einen Angriff selbst von mehreren Personen erfolgreich ab schlagen kann, wenn man mit ihm geschickt umzugehen versteht. Aber ihr besonderer Wert liegt in ihrem erheblichen Gewicht. Wer einen solchen eisernen Spazierstock in die Hand nimmt, dem kommt die Last im Anfang wohl ein bißchen unbehaglich vor. Aber nach und nach gewöhnt er sich daran, und wird — angelockt — sogar bald einen sehr wohlthätigen Einfluß auf seine, beim Großstädter so leicht erschlaffenden Muskeln verspüren.

Allerlei.

Ein bestialisches Verbrechen. In der vergangenen Woche wurde bei Bäcklingen von Schiffen in der Saar eine schon stark in Verwesung übergegangene männliche Leiche aufgefunden. Die inzwischen abgehaltene gerichtsarztliche Untersuchung der Leiche führte zu dem Ergebnis, daß man es mit dem Opfer eines bestialischen Verbrechens zu tun hat. Am Kopf der Leiche fand man tiefe Messerwunden, über den Leib zog eine breite, flache Schnitzwunde und der Unterleib wies eine geradezu grauenhafte Schändung auf. Vorläufig liegt noch ein drittes Dunkel über dem Verbrechen. Die Persönlichkeit des Ermordeten konnte nicht festgestellt werden. Die starke Verwesung und außerdem der Umstand, daß die Leiche auch stark von Fischen angegriffen war, verhindern jedes Erkennungsmerkmal. Man vermutet nur, daß man es mit einem italienischen Arbeiter zu tun hat, der vielleicht der Grausamkeit seiner Landsleute zum Opfer gefallen ist. Ueber den Täter und den Ort, wo das Verbrechen begangen wurde, fehlt jeder Anhaltspunkt, und schwer wird es sein, Licht über den grauenhaften Vorgang zu erhalten. Die Leiche wurde am Montag beerdigt.

Unter der Zigeunerplage hatten in voriger Woche zahlreiche Orte Oberhessens wieder einmal empfindlich zu leiden. Obwohl die Nomaden, die teilweise in Banden bis zu 50 Köpfen einherziehen, von Kreis zu Kreis durch Gendarmen und Aufgebote der Ortsbewohner gebracht wurden, stahlen und bettelten sie doch, wo sie konnten. In Wehlar wurde ein aus 13 Männern, 12 Frauen und 7 Kindern bestehender Zigeunertrupp, der es mit der Stehlerlei doch zu arg getrieben hatte, ins Gefängnis gebracht.

Umfangreiche Unterschlagungen sind in Fürstentum Waldeck aufgedeckt worden. In einer Versammlung der Mitglieder des Spar- und Vorschußvereins wurde festgestellt, daß im Laufe der Jahre durch frühere Vor-

standsmitglieder Unterschlagungen und Wechselkäufungen im Betrage von 361 600 Mk. vorgenommen worden sind. Der frühere Vorsitzende, Kaufmann Thiel, wurde verhaftet. Weitere Verhaftungen stehen bevor.

Eine verhängnisvolle Saligerei. Zwei Wiener Schulkinder, der 9 jährige Viktor P. und die gleichaltrige Paula M., gerieten auf der Straße in einen Streik. Das Mädchen gab dem Jungen mit der Hand, in der es eine Stricknadel hielt, einen Schlag ins Gesicht. Dabei stieß sie unglücklichweise mit der Stricknadel in das linke Auge des Knaben, der eine schwere Verletzung erlitt. Der Fall ist umso trauriger, als P. auf dem rechten Auge blind ist.

Meeresopfer. Nach den statistischen Listen sind in den Stürmen des Monats März, soweit es sich bisher hat ermitteln lassen, 117 Schiffe vollständig verloren gegangen, und zwar 75 Segelschiffe und 42 Dampfschiffe. Darunter befinden sich 11 deutsche: 6 Segelschiffe und 5 Dampfschiffe. Außerdem weist die Statistik noch 532 durch Unfälle beschädigte Schiffe auf. Darunter befinden sich 50 deutsche: 9 Segelschiffe und 41 Dampfschiffe.

Der Storch im Schweinestall. Daß Zugvögel nicht allein im Süden, sondern auch bei uns im Winter leben können, beweist ein Storch, welcher nun schon 2 Winter im Vogelsberg zugebracht hat und sich in seinem Winterquartier trotz Frost, Schnee und Kälte recht wohl zu fühlen scheint. Er verunglückte beim Fluge, indem er gegen eine Telegraphenleitung flog und sich ein Bein verletzte. Ein Gärtner in Lauterbach nahm den Patienten an sich und gab ihm in einem leeren Schweinestall Quartier. Und auch nachdem Meister Langbein wieder geheilt und flugfähig geworden war, hat er Lauterbach nicht mehr verlassen. Morgens öffnet man ihm seine Wohnung, worauf er regelmäßig Ausflüge in die Umgebung unternimmt und sich dabei manche Niederei von der Jugend gefallen läßt. Kommt er abends zurück und findet seine Wohnung verschlossen, so wartet er ruhig vor der Tür, bis sie ihm geöffnet wird.

Ein gründlicher Ein- und Ausbrecher. In Chalons-sur-Marne unternahm ein wegen Diebstahls eingesperrter Italiener einen verwegenen Ausbruch. Dem Gefangenen, der über einige Dietriche verfügte, gelang es, das Kleiderdepot zu öffnen und den ihm gehörigen Zivilanzug sowie die ihm abgenommenen Waffen an sich zu nehmen. Darauf drang er in das Zimmer des Untersuchungsrichters, entwendete dort das ihn betreffende Aktenstück und suchte dann das Weite. Bis jetzt ist es nicht gelungen, seiner habhaft zu werden.

Ein Schweizer Bahnbeamter als Dieb von 100 000 Fr. verhaftet. Vor Monaten wurde auf den eidgenössischen Bundesbahnen ein Paket mit 100 000 Fr. Banknoten gestohlen. Der Verdacht hatte sich gegen den Expedienten Wydler in Winterthur gerichtet, der die Sendung kontrolliert und weiter expediert hatte. Doch konnte ihm der Diebstahl nicht nachgewiesen werden. In der letzten Woche nun verschwand Wydler plötzlich nach kleinen Unterschlagungen. Die sofort eröffnete Untersuchung ergab nunmehr auch, daß W. die 100 000 Frank an sich gebracht hat. Er wurde in Paris verhaftet.

Eine unsinnige Wette wurde zwischen zwei Zimmern in einem Dorfe an der dänischen Grenze abgeschlossen. Wer von den beiden in einer Stunde die meisten Grogg trinken konnte, der sollte 10 Mark gewonnen haben. Als der eine nach Verlauf einer halben Stunde bereits 15 Glas getrunken hatte, stürzte der andere — ein 19 jähriger Jüngling — mit einem Aufschrei nieder und war nach zwei Stunden tot. Der Arzt stellte als Todesursache Alkoholvergiftung fest.

Eine erfrorene Schiffsmannschaft. Am Samstag lief in London die Nachricht ein, daß man an Bord des deutschen Dampfers „Soerabaja“, der vollständig im Eise eingefroren in der Nähe des Amur-Flusses ge-

funden wurde, die ganze Mannschaft erfroren vorfand. Die „Soerabaja“ war früher ein holländischer Ostindien-dampfer. Sie brachte während des Krieges eine Ladung Kohlen nach Japan, trat dann aber in Dienste der russischen Regierung. Für diese nahm sie eine Ladung Waffen und Munition an Bord, die für Wladiwostok bestimmt war. Die japanische Blockade machte es ihr unmöglich, den Hafen anzulaufen, und das Schiff flüchtete sich in den Amurfluß. Dort erhielt sie im Oktober den Befehl, erst nach Ratifizierung des Friedensvertrages nach Wladiwostok zu fahren. Bald darauf war das Schiff verschwunden. Der Dampfer „Erna“ wurde im November von Wladiwostok auf die Suche nach der „Soerabaja“ geschickt, lehrte aber, ohne eine Spur von dem Schiffe oder seiner Mannschaft gefunden zu haben, zurück.

Der Held des Tages in London ist augenblicklich ein 20 jähriger Mailer Bahnwärter namens Ellis Evans, der durch seine Geistesgegenwart ein großes Unglück verhütet und viele Menschenleben gerettet hat. Abends um 11 Uhr auf einsamer Straße am Bahngleise entlang gehend, bemerkte er jenseits einer Hecke zwei Männer, die eifrig bemüht waren, schwere Bohlen und Stangen quer über die Schienen zu legen. Als er auf sie zukam, warfen sie ihn zu Boden und schlugen auf ihn ein, bis er die Besinnung verlor. Als Evans bald wieder zu sich kam, dachte er mit Grausen an das Schicksal des bald fälligen Vergnügungszuges, der von Manchester nach Wargollen in Wales fuhr. Er lief an die nächste Bahnwärterstelle und änderte das Zeichen. Dabei fiel ihm ein, daß dies nur den Zugführer zu verlangsamer Fahrt, aber nicht zum Stillstand veranlasse. Auch meldete ihm die Glocke, daß der Zug die letzte Haltestelle bereits verlassen habe und somit nicht mehr durch Warnungszeichen aufzuhalten sei. Da ergriff der durch die Mißhandlung fast erschöpfte Mann eine rote Laterne und stürzte dem Zuge entgegen. Er kam, die rote Laterne schwenkend, über die verhängnisvolle Stelle hinaus; brachte etwa 100 Meter jenseits den heranahenden Zug zum Halten und fand dann erschöpft zu Boden. Er wurde in einen Bahnwagen gehoben und nach Wargollen gebracht, wo er jetzt krank darniederliegt. Seiner Latkraft allein ist es zu verdanken, daß der startbesetzte Zug nicht über den schmalen Damm in den Fluß Dee stürzte, wie es die Absicht der Mißthäter war.

Uebersicht

über die an den Hauptmarktförten Deutschlands in der letzten Woche gezahlten Fettviehpreise.

Die Preise sind in Mark für 50 kg Schlachtgewicht bezw. Lebendgewicht (1 bedeutet Lebendgewicht) angegeben. Die erste Zahl bezeichnet den niedrigsten, die zweite den höchsten für die betr. Viehgattung gezahlten Preis.

	Kuhvieh		Schaf- u. Ziegen	
	Großvieh	Kälber	Hammer	Einzel
Aachen	50-75	60-105	80-85	71-74
Barmen	63-79	75-83	83-88	63-70
Berlin	50-75	55-94	53-75	54-63
Bremen	54-78	70-100	70-85	60-66
Breslau	55-71	38-48 1	58-76	50-62
Bromberg	24-34 1	27-40 1	23-33 1	42-46 1
Chemnitz	53-75	44-53 1	30-37 1	58-68 1
Dortmund	55-74	44-54 1	75-85	59-71
Dresden	50-80	74-88	70-82	60-80
Elberfeld	60-78	72-88	68-78	58-68
Essen	58-76	43-70	83-85	57-67
Frankfurt a. Main	47-76	72-95	70-80	62-73
Hamburg	51-78	61-113	60-81	53 1/2-65
Hannover	64-77	65-92	63-85	60-72
Köln	70-72	—	—	45-51 1
Köln am Rhein	59-75	65-100	78-86	58-70
Leipzig	48-79	42-59 1	33-40 1	56-68
Magdeburg	20-40 1	26-59 1	26-38 1	50-70
Mainz	58-78	90-95	—	73-7
Mannheim	54-82	85-100	70-80	72-76
Münster	29-42 1	55-69	60-75	71-76
Stettin	—	53-78	—	60-66
Wien	50-82	38-50 1	74-80	60-66

Moment jedoch regnete ein Pfeilschauer auf uns her nieder und tödlich getroffen sank der arme Jim zu Boden.

Wie ich unverletzt entkam, ist mir heute noch ein Rätsel. Die wilden Teufel jagten von Fels zu Fels hinter mir her, aber da ich die Gegend ebenso gut kannte wie sie, entwich ich ihnen schließlich doch.

Trotz dieses unglücklichen Ausgangs wagte ich noch einen Versuch, doch — es sollte nicht sein. Ach — ich fühle, daß mir die Kräfte schwinden. Ich will Euch rasch sagen, wie Ihr dahingelangen könnt. Reitet einen ganzen Tag nach Norden, bis an den großen Fluß. Ueber den müßt Ihr setzen, dann noch so dreißig Meilen — zwei Schluchten — ein langer Engpaß. Dem folgt bis zu Ende, dann kommt Ihr vor zwei Berge. Von dem kleineren — geradeaus gegen die untergehende Sonne — noch einen Tagesritt — und hütet Euch vor den Buschmännern. Wie — dunkel es ist — gute Nacht, Kamerad — vergeßt nicht — das — Auge der Nacht — Ihr werdet — ein toller — Mann —

So schloß der Bericht des sterbenden Glücksjägers. Der Anfang ließ deutlich erkennen, wie der Mann seine letzten Kräfte aufgebogen hatte, um noch einmal über sein Lieblingsstemma reden zu können; dann wurde er schwächer, die Sätze kamen nur abgerissen, undeutlich hervor und mitten in seinen Worten war das Lebenslicht erloschen. Aber lag nicht etwas Räuberisches in der Grobmut dieses rauhen Abenteurers, der, den Tod im Herzen fühlend, sich zu dem Kameraden hingschleippte hatte, um ihm sein Geheimnis zu verraten, ihm den Weg zu Glück und Reichtum zu weisen, der ihm selbst verschlossen geblieben?

(Fortsetzung folgt.)

Beim Fischen verunglückt. Dem Fichtmeister Vidori in Paris ist bei einer Uebung mit einem seiner Schüler durch einen Degenstich die Lunge durchbohrt worden. Sein Zustand ist bedenklich.

halten konnten. Kuriose Dinge hab ich da unter dem Buschwerk erlebt, doch davon kann ich nicht erzählen, meine Zeit ist zu gemessen.

Eines Tages, als ich mit einem Teil der Bande Grashüpfer, Eidechsen und anderes Geseier fing, lauter Lieblingsessen dieser Wilden, hatten wir uns verspätet und da es bereits stark dunkelte, so mußten wir draußen übernachten. Ich bemerkte, daß meine Genossen sehr unruhig wurden, konnte aber anfangs den Grund ihrer Unruhe nicht ausfindig machen.

Der Mond stand klar am Himmel und schien geradezu in ein zu unseren Füßen gelegenes tiefes Tal oder vielmehr Kessel, denn man sah keinen Ausweg.

Plötzlich packte mich einer der Männer am Arm und deutete nach unten. Den Anblick werde ich nie vergessen. Aus der schwarzen Finsternis glühte ein Auge hervor. Da, bei Gott! ein Auge, grünlichleuchtend aber leuchtend wie ein Stern. Wieder und wieder schaute ich hin, — das Dunkel wurde immer stärker. Was konnte das sein? Meine Genossen warfen furchtsame Blicke hinab und wandten sich dann schleunigst zur Flucht, mich trotz meines Sträubens mit sich fortziehend. Aus ihren wirren Reden wurde mir schließlich klar, daß sie den Glauben hatten, da unten haue ein Dämon. Die dummen Kerle dachten, es sei des Teufels Auge, das da funkele und jeden verbrennen würde, der es zu lange anschauete. Natürlich grübelte ich Tag und Nacht über das seltsame Ding nach, das ich gesehen und ich beschloß, mich heimlich einmal in die Nähe zu schleichen.

Eine Gelegenheit fand sich bald. Ich war mit einem der Buschmänner auf der Jagd. Es gelang mir, das Tal wiederzufinden und ohne auf die Schreckenszeichen meines Begleiters zu achten, kletterte ich tief in die Tiefe hinab. Nach einer Weile erreichte ich einen kleinen Vorsprung, auf dem ich mich ausruhte. Dabei fuhr ich mit der Hand auf dem ich mich ausruhte. Dabei fuhr ich mit der Hand über den staubigen Boden und erspürte einen karbonatartigen Stein. Was ich für Augen machte! Es war ein Diamant. Eifrig suchte ich weiter, fand aber keinen mehr. Nun wollte ich tiefer hinab, als ich plötzlich über mir einen hellen Lärm vernahm. Die ganze Bande

Nad
 in D
 3 D
 48 C

vergan
 im G

Lomme
 abende
 den.
 Kar
 zellin
 könnst
 auch
 mehr
 Spinn
 schied
 Schw
 aus d
 in ih
 überg
 Nun
 auch
 dem

Kar
 jungen
 Rheim
 der h
 es inf
 gabun
 Nach
 und u
 gern

we st
 und
 ist ni
 verfo
 neten
 entw
 einem
 die V
 toter
 wurde
 werde
 Gren
 verlei
 Umst
 auch
 Wirt
 Nieß
 Gege
 fange
 werde
 wie
 rem

ver

C

Man
 auf
 Erzä

End

Frag

woh
 beste
 keim
 Der

mern
 whya
 die

Vol
 len
 Lak
 Zeh
 einn

herc
 lich

ja,
 gel
 mei